Mittelalterliche Backsteingiebel im Profanbau der Hansestädte des wendischen Kreises

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Rostock

vorgelegt von

Theodor Straub

aus Leipzig

Rostock

Rats- und Universitäts-Buchdruckerei Adlers Erben, G. m. b. H.

1929

Referent: Prof. Dr. Sedlmaier.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Inhalt.

Einleitung 5
Lübeck 25
Rostock 62
Wismar 92
Stralsund 108
Greifswald 120
Anklam 126
Demmin 133
Lüneburg 136
Hamburg 171
Zusammenfassung 181

EINLEITUNG.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Bergner, Heinrich: Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer in Deutschland, 2 Bde., Leipzig 1906.

Bruhns, Leo: Die Kirchen Rostocks. Rostock 1925.

Dehio, Georg: Geschichte der deutschen Kunst, Bd. I und II. Berlin und Leipzig 1921.

Durm, J.: Die Entwicklung des deutschen Wohnhauses (Esselborns Lehrbuch des Hochbaues, Bd. II). Leipzig 1908.

Eicke, Karl: Die bürgerliche Baukunst Niedersachsens I (Mittelalter und Renaissance), Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 209. Straßburg 1919.

v. Essenwein, August: Der Wohnbau des Mittelalters (Handbuch der Architektur, II. Teil, Bd. IV, Heft 2). Zweite Auflage, bearb. von Otto Stiehl. Leipzig 1908.

Gabler, Max: Die Elemente der Baukonstruktion. Halle 1912.

Gottlob, Fritz: Formenlehre der norddeutschen Backsteingotik. Leipzig 1900.

Haupt, Albr.: Der deutsche Backsteinbau der Gegenwart und seine Lage. Leipzig 1910.

Lauffer, O.: Das deutsche Haus in Dorf und Stadt (Wissenschaft und Bildung, Bd. 152). Leipzig 1919.

Mackowsky, Walter: Das niederdeutsche Bürgerhaus. Leipzig 1916.

Much, Hans: Norddeutscher Backsteinbau. Braunschweig 1919.

Pries: Der Ziegelbau in Mecklenburg (in „Mecklenburg", Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg, 14. Jhrg., Nr. 1). Schwerin 1919.

Püschel, Alfred: Das Anwachsen der deutschen Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung. Berlin 1910.
Schäfer, Dietrich: Die deutsche Hanse (Monographien zur Weltgeschichte, Bd. 19). Bielefeld und Leipzig 1914.
Stiehl, Otto: Backsteinbauten in Norddeutschland und Dänemark. Stuttgart o. J.
Thum, Friedrich: Die konstruktive und künstlerische Entwicklung der Danziger Wohnhausgiebel (Dissertation, Sonderdruck aus der „Zeitschrift für Bauwesen"). Berlin 1914.
Wolf, Gustav: Die schöne deutsche Stadt (Norddeutschland). München 1925.
Zucker, Paul: Deutsche Hansestädte (Wissenschaft und Bildung, Bd. 251). Leipzig 1928.

Im Mittelpunkt des weitverzweigten und mächtigen Bundes der deutschen Hansa stand fast während der ganzen Dauer seines Bestehens die engere Interessengemeinschaft der sogenannten wendischen Seestädte (civitates maritimae): Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, Lüneburg, Hamburg, zu denen gelegentlich noch die pommerschen Nachbarn Stralsunds Greifswald, Anklam und Demmin gezählt werden.

Die künstlerische Entwicklung mittelalterlicher Giebelformen in der bürgerlichen Baukunst dieser niederdeutschen Städtegruppe soll uns im folgenden beschäftigen. Hierbei ergibt sich als zweckmäßig, vorerst die materialtechnischen und konstruktiven Grundlagen norddeutscher Profanarchitektur im allgemeinen einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Alle baukünstlerische Formengebung war bei den schwierigen Transportverhältnissen des Mittelalters so

gut wie ganz in die Grenzen des verfügbaren bodenständigen Baustoffes verwiesen. Als Alluvialgebiet entbehren weite Teile der norddeutschen Tiefebene natürliche Gesteine, wie Sandstein, Tuff usw., besonders die östlichen Küstenstriche. Zwar war das Land z. T. reich übersät mit großen Granitblöcken (Findlingen), doch war die Bearbeitung dieses harten Steines mit den damaligen handwerklichen Hilfsmitteln so mühselig und zeitraubend, daß sich eine ausgiebige Verwendung schon von selbst verbot. So mußte man sich denn im großen und ganzen mit Holz behelfen. Daneben wird man auch schon den reichlich vorhandenen Lehm und Ton zur Herstellung von „Klehmstaken", dünnen, mit Strohlehm umwickelten Hölzern, und „Kluten", künstlichen, aber lediglich an der Luft getrockneten Mauersteinen, verwendet und hiermit die Gefache einfacher Ständerbauten ausgefüllt haben. Einen Wandel in dieser Armseligkeit schuf erst die Einführung des gebrannten Ziegel- oder Backsteines, und mit ihm entwickelte sich dann jene selbständige Bauweise in deutschen Landen, die auch den hier zu behandelnden Städten ihr charakteristisches Gepräge gegeben hat.

Die Frage, wann der Backsteinbau in Erscheinung trat und von wo er kam, ist schon oft erörtert worden und hat zu den mannigfaltigsten und widersprechendsten Antworten Anlaß gegeben. Vielleicht wird sie nie völlig einwandfrei aufgeklärt werden können. Das Bedürfnis nach einem anderen Material als Granit, Holz usw. wird sich zuerst bei den kirchlichen Bauten der neu gegründeten und rasch anwachsenden Städte des

ostelbischen Kolonisationsgebietes bemerkbar gemacht haben, also etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Die Technik des Ziegelbrennens war wahrscheinlich in West- und Süddeutschland noch von römischer Zeit her bekannt und nach dem Norden übertragen worden. Das überaus schnelle Zustandekommen eines künstlerisch hochentwickelten und einheitlichen Backsteinstils hingegen dürfen wir wohl mit ziemlicher Sicherheit auf direkte italienische, und zwar lombardische Einflüsse zurückführen [1]).

Dieser raschen Entwicklung des Ziegelbaues als solchen entsprach indessen keineswegs seine allgemeine, ausschließliche Anwendung. Schwerwiegende äußere Gründe standen dem im Wege. Die Herstellung der Backsteine, heute rund zwei Wochen dauernd, währte damals zwei bis drei Jahre, weil man den in der Ziegelgrube abgestochenen Ton zwecks Auswitterung schädlicher Beimengungen ausbreitete und ein- bis zweimal durchwintern ließ. Außerdem arbeiteten die ersten Ziegeleien, welche außerhalb der Stadt lagen, meist nur in kleinen Betrieben. Kostspieligkeit und Langwierigkeit waren demzufolge ausschlaggebend dafür, daß namentlich bei Wohnhäusern noch lange die primitivere Bauweise in Holz oder Fachwerk beibehalten wurde, trotz häufiger verheerender Feuersbrünste und trotz oftmaliger Verordnungen der Städte gegen den Holzbau. Ein Beweis für die Seltenheit massiver Steinhäuser ist, daß in alten Urkunden immer ausdrücklich hierauf hin-

---

[1]) Dehio, I, S. 282 f.; Eicke, S. 126 f.; Stiehl, S. V f.

gewiesen wird. Nur die geistlichen Gebäude werden von Anfang an bevorzugt gewesen sein — Klöster und Kirchen waren im Besitz reicherer Mittel und hatten stets eigene Ziegelhöfe für ihren Bedarf.

Kennzeichnend für die Technik und Stilbildung des Backsteinbaues ist die Zusammensetzung des Ganzen aus zahlreichen kleinen Einheiten. Die Ziegel wurden in Holzrahmen gestrichen und dann gebrannt, und zwar zunächst wohl meist in ganz einfachem und kunstlosem „Feldbrand". Daneben wird man indessen auch schon in romanischer Epoche gemauerte Oefen eingerichtet haben, bei denen die Feuerstelle von dem zu brennenden Gut getrennt gehalten und eine Verunreinigung durch Asche und Kohlenstückchen verhütet wurde, namentlich in größeren Betrieben für Kirchen, Klöster und umfangreiche Profanbauten. Die Länge der mittelalterlichen Steine beträgt 27 bis 29, ihre Breite 13 bis 15 und ihre Dicke 7 bis 9 cm; es ist dies das sogenannte Kirchen- oder Klosterformat. Die kleineren Abmessungen pflegen in der frühen, romanischen Zeit vorzuherrschen, während man bei gotischen Gebäuden öfter die größeren antrifft. Die Oberfläche der alten Backsteine ist rauh, auch hin und wieder blasig und an den Kanten nicht völlig scharf; ihre Farbe zeigt Abtönungen vom leuchtenden Rot bis zum tiefsten Braun, Violett oder gar Schwarz, je nach der stofflichen Mischung, der Einwirkung des Brandes und der Schnelligkeit der Abkühlung. Aber gerade diese Unebenheiten und ungewollten Farbunterschiede verleihen den Mauerflächen mittelalterlicher Bauten ihren eigen-

tümlichen Reiz. Gelbbrennende Tone waren weniger beliebt, ließen sich jedoch aus Mangel an anderem Ziegelgut nicht immer vermeiden.

Alle stärkeren Wände wurden meist als sogenanntes Füllmauerwerk mit einem halben bis einem Stein Verblendung an der Außen- und Innenseite ausgeführt, d. h. sie bestanden aus zwei dünnen Schalen, deren Zwischenraum durch Gußwerk, kleine Feldsteine oder Ziegelbrocken mit Mörtel vermischt, ausgefüllt wurde. Damit diese Schalen nicht abplatzten, mußte ab und zu ein Ziegel der Verblendung in das Gußwerk hineingreifen. Diese quergelegten „Binder" oder „Strecker" ergeben im Verein mit den in Längsrichtung vermauerten „Läufern" in der Außenfläche ein Muster, den „Mauerverband".

Die gebräuchlichsten Verbände des Mittelalters unterscheiden sich von den jetzt üblichen dadurch, daß sich in derselben Schicht Läufer und Strecker befinden.

Der polnische oder gotische Verband (Fig. 1) entsteht, wenn in jeder Backsteinschicht Läufer und Binder regelmäßig abwechseln, während beim märkischen oder wendischen Verbande (Fig. 2) jede Schicht aus einer rhythmischen Folge von zwei Läufern und einem Binder besteht. Ganz vereinzelt kommt auch der Verband vor, der unserem Blockverbande (Fig. 3) entspricht. Dieser unterscheidet sich von den vorigen dadurch, daß Binder- und Läuferschichten miteinander abwechseln, deren Stoßfugen — die vertikalen Mörtelschichten, im Gegensatz zu den horizontalen Lagerfugen — in der Front um je einen

Viertelstein versetzt werden. In der Ansicht bilden sich hierbei senkrecht ineinander übergehende Kreuze.

Nicht gebräuchlich war unser heutiger Kreuzverband (Fig. 4), der aus dem Blockverbande entsteht, wenn die Stoßfugen der 3., 7., 11. usw. Läuferschicht gegen die der 1., 5., 9. usw. um einen halben Stein verschoben werden. Hierbei ergeben sich in der Ansicht ebenfalls Kreuze, die aber nicht mehr zusammenhängen, sondern durch eine Stoßfuge voneinander getrennt sind.

Eine hübsche Belebung des regulären Verbandes wurde erreicht durch eine vom üblichen Schema abweichende Ausmauerung kleinerer oder größerer Flächen in Schachbrett-, Aehren- und anderen Mustern.

In der Frühzeit findet sich hin und wieder der eigenartige Brauch, die Sichtflächen der Steine an einzelnen Bauteilen mit dem Scharriereisen nachzuarbeiten, allerdings häufiger in Italien als in Deutschland [2]).

Für bauliche Gliederungen fertigte man besondere „Formsteine", indem man Leisten in den Streichrahmen nagelte, welche das gewünschte Profil ergaben. Zur Verzierung der Fläche dienten sodann die verschiedenartigsten Ornamente und Friese, die man entweder aus dem gewöhnlichen Normalziegel mauerte oder aus eigens angefertigten „Maßwerkziegeln" zusammensetzte. Die Muster wurden meist mit dem gespannten Schneidedraht oder dem Messer aus noch nicht gebrannten

---

[2]) Stiehl, S. VII.

Steinen nach Schablonen geschnitten. Als Verfeinerung traten daneben dann noch häufig „Plattenziegel“ auf, viereckige Tonplatten mit plastischem Schmuck, zu deren Herstellung man wahrscheinlich in der Regel besondere Formen benutzt hat [3]).

Die Tiefe der Farbenwirkung des Mauerwerks wurde gern belebt durch Anordnung kleiner heller Kalkputzflächen und wesentlich bereichert durch die Verwendung glasierter Steine. Die alten Glasuren haben vorwiegend braune oder schwärzlich-grüne Tönung und bedecken den Stein nur in ganz dünner Schicht, so daß die rote Oberfläche noch durchschimmert.

All diese verschiedenartigen Schmuckmittel wurden mit bewundernswerter Einordnung in das Architektonische verwendet. Sparsame Zurückhaltung und vornehmer Ernst kennzeichnen die älteren geschichtlichen Beispiele. Nie wird das architektonische Gefüge beim ursprünglichen, auf klare Struktur bedachten Backsteinstil durch übermäßige Häufung kleinlicher Motive verwischt. Erst später und in bestimmten Gegenden überließ man sich zuweilen einem schrankenloseren Spiel mit dekorativem Zierat und erreichte damit allerdings rein äußerlich betrachtet geradezu märchenhaft schöne Wirkungen, aber im Grunde zeugen doch jene ernsteren und schlichteren Werke von weit stärkerem Gefühl für die dem Ziegelbau angemessene Formensprache.

Das städtische Bürgerhaus in Norddeutschland bezw. den hier in Frage stehenden Orten geht

---

[3]) Stiehl, S. XX.

in seiner Anlage wahrscheinlich nicht, wie vielfach angenommen, auf das Vorbild des niedersächsischen Bauernhauses zurück, vielmehr haben beide, Stadt- wie Bauernhaus, einen gemeinsamen Ausgangspunkt, den frühgermanischen Einraum.

Das Bauernhaus entwickelte sich dann allmählich zu der heute bekannten Anlage: zwei Ständerreihen, die das schwere Dach tragen, teilen das Ganze in ein breites Mittelschiff und zwei schmalere Seitenschiffe, die Kübbungen. Hier ist das Vieh untergebracht; die langgestreckte Diele in der Mitte besteht aus der Tenne im vorderen und dem Flet im hinteren Teile, der Wohnstube für die nach alter Sitte um den Herd vereinte Familie.

Lediglich von den Stadtbewohnern, welche Ackerwirtschaft trieben, wurde dieses dreischiffige Schema in die Städte übernommen.

Das Kaufmannshaus dagegen, welches doch als das eigentliche Bürgerhaus anzusehen ist, da landwirtschaftliche Beschäftigung durch den Aufschwung von Handel und Gewerbe — besonders in den Hansestädten — bald in den Hintergrund trat, ist wesentlich anders gestaltet. Die Deckenbalken des Unterbaues laufen parallel zur Straße und werden unterstützt durch einen senkrecht zur Straßenfront stehenden Unterzug, der durch kräftige Holzsäulen getragen wird. Wir haben es also mit einer zweischiffigen Anlage zu tun. Alle Räume und Stockwerke sind nur als Einbauten in dieses Grundgerippe zu betrachten. Je nach der Breite des Grundstückes wurde ein Seiten- oder ein

Mittelflur, die dem Geschäftsbetrieb dienende Diele, angelegt, so daß sich bei größeren Gebäuden wiederum eine Dreischiffigkeit ergibt, jedoch nur eine scheinbare, da der säulengetragene Unterzug stets vorhanden ist. Selbstverständlich gibt es auch Kaufmannshäuser, welche die Konstruktion des niedersächsischen Bauernhauses zeigen (z. B. in Westfalen); aber das sind Ausnahmen, die Regel bildet die zweischiffige Gestaltung [4]).

Ueber diesem rechteckigen Gebäudekern wurde als oberer Abschluß ein zweiseitiges Satteldach von beträchtlichen Ausmaßen errichtet. In romanischer Zeit begnügte man sich mit Neigungen von etwa 45 Grad, steigerte sie aber in der Folge oft bis zu einem Winkel von 60 Grad. Der Hauptgrund für diese ungeheure Dachentwicklung, die dem Masseneindruck des mittelalterlichen Hauses sein typisches Gepräge verleiht, mag in der ursprünglichen Deckung zu suchen sein. Hierfür verwendete man ursprünglich sicher überwiegend den am leichtesten und billigsten zu beschaffenden Baustoff, Stroh oder Schilfrohr (Reth). Ein solches Dach mußte aber eine sehr steile Neigung haben, wenn es undurchlässig gegen Regen und Schnee sein sollte.

Das einmal gewählte Konstruktionsschema wurde dann später auch noch beibehalten, als andere Deckungsarten in dem Streben nach größerer Feuersicherheit und vornehmerem Aussehen bei besseren Bauten an die Stelle der Stroh- oder Rethdächer traten; denn obwohl jene nicht mehr so steile Neigungen verlangten,

---

[4]) Eicke, S. 38 ff.

kam der mächtige Dachboden besonders beim Kaufmannshause dem Bedürfnis nach möglichst umfangreichen Lagerräumen, die man hier in mehreren Geschossen von gleichmäßiger, beschränkter Höhe unterbrachte, sehr entgegen.

Die schon früh in waldreichen Gegenden als Deckung üblichen hölzernen Schindel, welche durch ihren Namen (scindula) als ein Erbteil des Altertums gekennzeichnet werden, teilten mit dem obengenannten Material den Nachteil der Feuergefährlichkeit, der namentlich in den dichtgereihten Straßenzeilen der Städte als schwerwiegendes Gefahrenmoment in Erscheinung trat.

Besagter Uebelstand wurde verringert durch Anwendung von Stein- und Metalldächern. Die letzteren waren indessen von Anbeginn mehr im Kirchen- als im Profanbau üblich. Als Material für Steindächer verwendete man Schieferplatten (z. B. in den Rheingegenden) oder weit häufiger gebrannte Ziegel von zweckentsprechender Form. Im Backsteingebiet ergab sich hierdurch eine vollkommene Einheit der Baustoffe und mit dieser geschlossenen Gesamterscheinung eine besondere künstlerische Note gegenüber dem Hausteinbau. Vorzugsweise waren zwei Verfahren der Ziegeldeckung im Mittelalter verbreitet: vorherrschend die vom römischen Dache herstammende Form des „Mönch- und Nonnendaches", daneben das „Biberschwanzdach".

Das Mönch- und Nonnendach besteht aus rinnenförmigen Hohlziegeln, die neben und untereinander mittels kleiner, an der Rückseite befindlicher Nasen auf die Dachlattung gehängt wurden. Die Fugen

zwischen den seitlichen Rändern dieser „Nonnen“ deckte man sodann mit umgekehrt gelagerten, d. h. sich nach außen wölbenden Hohlziegeln, den „Mönchen“, ab. Das alte Mönch- und Nonnendach stellt eine recht bedeutende Last dar, konnte demnach nur von Gebäuden mit sehr starken Grundmauern und Dachstühlen getragen werden. Man half sich deshalb nicht selten damit, daß man die Mönche einfach wegließ und die Fugen zwischen den Nonnen durch gutes Mörteln abdichtete (z. B. in Nürnberg, Quedlinburg u. a. O.).

Das Biberschwanzdach ist ein Flachziegeldach von beträchtlich geringerem Gewicht. Die „Biberschwänze“, auch „Taschen“ oder „Zungensteine“ genannt, lassen unschwer ihre Herkunft von den hölzernen Schindeln erkennen.

Eine dritte Deckungsart mit S-förmig geschwungenen „Pfannen“ kam wohl erst zur Renaissancezeit auf [5]).

Bei der Errichtung eines Satteldaches entstehen an zwei Hausfronten, in der Regel den Schmalseiten, offene Dreiecke. Der Abschluß eines solchen Dreiecks durch Höherführung der betr. Außenwand wird Giebel genannt. Ist das Gebäude nun so orientiert, daß der Dachfirst parallel zur Straße läuft, also die Giebel seitlich liegen, so haben wir es mit einem „Querhause“, andernfalls, wenn einer der beiden Giebel zur Straße bezw. zum Hofe schaut, mit einem „Giebelhause“ zu tun. Es gab im Mittelalter Städte fast ohne Giebel-

---

[5]) v. Essenwein, S. 291 ff.

häuser, wie beispielsweise Braunschweig, die Harzstädte, sowie viele in Süddeutschland [6]). In der norddeutschen Tiefebene dagegen überwog die Zahl der Giebelfassaden. Und noch heute sind sie, obschon die Zeit in ihren Bestand arge Lücken gerissen hat, die Wahrzeichen so mancher Küstenstadt.

Woher kam diese Bevorzugung des Giebelhauses, noch dazu in einer Gegend, wo die klimatischen Verhältnisse — starke Regen- und Schneefälle — die tiefen, sägezahnartigen Einschnitte in den Block der Straßenzeilen eigentlich zu einem Uebelstand machen mußten? Als wesentlicher Grund ist hier sicher der Wunsch nach möglichster Beschränkung des Stadtumfanges anzuführen. Je kleiner er war, desto leichter konnte der Ort umwallt und verteidigt werden. Eine beträchtliche Platzersparnis ergab sich aber nur, wenn man die Grundstücke schmal aufteilte und sich mehr nach der Tiefe entwickeln ließ. Da das steile Satteldach mit seinem First hierbei notgedrungen gleichfalls in der Tiefenrichtung laufen mußte, entstand der Typ des Giebelhauses. Eine andere Ursache für die Gebräuchlichkeit dieser Gebäudeform glaube ich sodann in der ursprünglichen Deckungsweise mit Stroh oder Reth suchen zu dürfen. Bei Ausbruch von Feuer brannte sehr bald die Befestigung der Dachhaut durch, die ganze brennende Dachfläche rutschte von den Dachlatten herab zur Erde und versperrte im Falle einer Querhausanlage sämtliche Ausgänge zum Hof und zur

---

[6]) Dehio, II, S. 325.

Straße; nicht so beim Giebelhause, bei dem somit die Gefährdung der Bewohner eine geringere war. Aber auch künstlerische Neigungen werden, wenngleich nicht primär, mitbestimmend gewesen sein: in den hochragenden Giebeln konnte sich die Phantasie der Baumeister und der Formenreichtum des Ziegelsteins weit wirkungsvoller ausleben, als an den anfangs nur sehr niedrigen Erdgeschoßwänden.

Es haben sich nun im Mittelalter einige charakteristische Haupttypen des Backsteingiebels ausgebildet, die sich vor allem durch ihre Konturierung voneinander unterscheiden.

Beim Fachwerkbau treten die Dachsparren als ein Teil des gezimmerten Hausgerippes in Erscheinung; es war folglich das Gegebene, die Dachhaut über die Giebelsparren hinweg bis in oder gar vor die Flucht der darunter stehenden Wand zu führen. Anders beim massiven Ziegel- und auch Hausteinbau. Hier befindet sich das letzte Sparrenpaar hinter der Giebelwand, es war also die Möglichkeit vorhanden, sie über das von Sparren und Dachbalkenlage gebildete Dreieck hinaus hochzuführen und ganz unabhängig vom Umriß des Daches auf die mannigfachste Art nach oben hin abzuschließen.

Selbstverständlich ist auch beim Steinbau die einfache Form des Dreiecksgiebels in weitem Umfange üblich gewesen. Man konnte in diesem Falle wie beim Holzbau die Dachdeckung ohne weiteres über die Giebelmauer hinwegziehen. Derartige Giebel zeigen oft am Fuße eine mehr oder weniger scharfe Knickung

ihrer Kontur, die sich daraus erklärt, daß man die Sparren gern um ein Stück vom Balkenkopfe zurücksetzte, damit genügend Holz dem „Abscheren“ (Ausreißen des Zapfenloches) durch den Sparrenschub Widerstand leistete. Die Rücksprünge füllte man durch Aufnageln leichter Hölzer („Aufschieblinge“) aus, über die man dann die Dachhaut bis zum Balkenkopf hinunterleitete (Fig. 5).

Führte man die Giebelmauer über die Höhe der Dachschrägen hinaus, so bedurfte ihr oberer Rand, der dem zerstörenden Einfluß der Witterung am meisten ausgesetzt war, einer besonders sorgfältigen Ausbildung. Man mußte, um eine geradlinige Schräge zu erhalten, die Ecksteine jeder Mauerschicht schräg behauen, was beim Ziegelbau nur schwer in sauberer Ausführung möglich war, sofern nicht entsprechend geformte Schrägsteine zur Verfügung standen (Fig. 6). Es war daher gebräuchlich, die Giebelkante mit einer Flach- oder noch lieber einer Rollschicht, d. h. einer Reihe hochkant gestellter Binder, abzupflastern (Fig. 7 und 8). Letztere erhielt hin und wieder am Giebelfuße eine kleine Biegung, um ein senkrechtes Aufsitzen auf dem horizontalen Auflager zu erreichen und damit ein Abrutschen der Deckungsschicht zu verhindern (Fig. 9). Eine andere Lösung zur Festigung der Giebelkante, die wahrscheinlich holländischen Ursprungs und noch heute am Niederrhein üblich ist, bestand in der Mauerung von dreieckigen Randzwickeln, deren Lagerfugen senkrecht zur Giebelschräge verlaufen. Die Dreiecke wurden hierbei entweder einfach scharfkantig nebeneinander gereiht

(Fig. 10) oder in der Weise angeordnet, daß sich der jeweils obere Zwickel mit einer kleinen Stirnfläche gegen den darunter liegenden stützte (Fig. 11). Auch bei diesem Schema kam eine Abpflasterung des schrägen Randes vor[7]).

Die konstruktiv schwächsten und wenig haltbaren Stellen, First und Traufkanten, verstärkte man schließlich noch gern durch Anbringung kleiner Staffeln, ohne dadurch den Grundcharakter des ziemlich herben und schlichten Dreiecksgiebels wesentlich zu verändern (Fig. 12).

Eine im Backsteingebiet weit beliebtere Giebelform ist der Treppen-, Stufen- oder Staffelgiebel, der, wie schon sein Name sagt, von rechtwinkligen Stufen begrenzt ist. Diese umfassen jedesmal mehrere Steinschichten und springen gegeneinander entsprechend der Dachneigung zurück (Fig. 13). Der obersten Stufe gab man zuweilen größere Breite, damit ihr Ueberstand über den First möglichst gering wurde (Fig. 14). Zum Schutze gegen Witterungseinflüsse deckte man die wagerechten Stufenschultern meist mit Dachziegeln ab. Die Beliebtheit des Staffelgiebels läßt sich neben technischen Vorzügen unschwer aus der größeren Lebendigkeit des Masseneindrucks gegenüber dem nüchternen Dreiecksgiebel und der trotzigeren, stolzeren Kraft, die aus ihm spricht, erklären.

Der Treppengiebel wurde gern durch Uebertragung der sonst oft das wagerechte Hauptgesims bekrönenden

---

[7]) Thum, S. 1 ff.

Zinnen auf die Giebelschultern bereichert. Diese modifizierte Form wird vielleicht am geeignetsten mit dem Namen Zinnengiebel bezeichnet (Fig. 15).

Den interessantesten Typ hat das Mittelalter namentlich im Backsteingebiet mit dem Pfeilergiebel geschaffen. Seine Kontur wird bestimmt durch den Giebel überragende, fialenartige Pfeilerchen, die man entweder einfach auf die Giebelmauer setzte und bündig mit ihr anordnete oder sich aus Pfeilervorlagen entwickeln ließ, und zwar sowohl bei einfacher Dachschräge, als auch in Verbindung mit den Staffeln (Fig. 16 und 17). Dieses System wurde aufs reichste ausgebildet, wobei sich die verschiedenartigsten Schaft- und Helmbildungen ergaben; zwischen den Pfeilern wurden die Staffeln häufig durch kleine Giebelchen mit Maßwerk, Krabben und Kreuzblume bekrönt.

Die letzte, fast nur bei Monumentalbauten angewandte Giebelform bilden die Schild- oder Hochwände, welche auf ganzer Frontbreite zu gleichmäßiger Höhe emporsteigen und den Dachstuhl um ein beträchtliches überragen. Durch schlanke Pfeilertürmchen wurden sie meist in mehrere Joche geteilt, deren horizontalen Abschluß man wie beim Pfeilergiebel die Stufen ab und zu mit wimpergartigen Ziergiebelchen bekrönte. Oft mußten diese ragenden Mauern nicht nur ein, sondern gleich mehrere Häuser hinter sich verbergen (Fig. 18).

Alle hier besprochenen Giebeltypen sind in den Hansestädten des wendischen Kreises noch heute durch zum Teil sogar sehr zahlreiche und prächtige Beispiele

vertreten. Bevor ich aber zu diesen übergehe, möchte ich noch mit einigen Worten auf eine wichtige Frage eingehen: die chronologische Bestimmung der mittelalterlichen Backsteingiebel. Wir stoßen hier auf erhebliche Schwierigkeiten; fast immer ist eine Datierung nur in bedingtem Maße möglich. Die alten Grundbücher und Urkunden lassen uns in den meisten Fällen im Stich; sie sprechen zwar hin und wieder von dem jeweiligen Besitzer eines Grundstückes, vermitteln uns aber nur sehr selten Auskunft darüber, ob das dort befindliche Gebäude, wie es heute auf uns gekommen ist, den ursprünglichen Zustand wiedergibt oder durch einen späteren Neubau ersetzt wurde, ein Schicksal, das die Ziegelbauten mit den mittelalterlichen Bürgerbauten überhaupt teilen und das ja in Anbetracht der häufigen Feuersbrünste leicht erklärlich ist. Auch die an etlichen Häusern angebrachten Jahreszahlen sind sehr trügerisch; sie stammen unzweifelhaft oft erst von späteren Umbauten oder Renovierungen. Man ist also im großen und ganzen auf Stilkritik des Fassadenaufbaues und seiner Gliederung angewiesen. Aber auch bei dem äußeren, vielfach stark verstümmelten und im Geschmack späterer Stilepochen zurechtgestutzten Gesicht eines Hauses ist man leicht Trugschlüssen ausgesetzt. Mancher Giebel ist so schlicht und einfach behandelt, daß man sich bei seiner Datierung leicht um große Zeitspannen irren kann. Ferner fehlt der Backsteinbaukunst stärkere entwicklungsgeschichtliche Differenzierung, es herrscht in der Regel ein starker konservativer Geist, der die einzelnen Gliederungsmotive, wie

Friese, Profilierungen u. a. m., zuweilen bis weit ins 16. Jahrhundert hinein fast unverändert läßt. Dazu kommt schließlich noch, daß in den norddeutschen Koloniallanden sicher häufig recht altertümlich anmutende Formen erst sehr spät aus anderen Gegenden Deutschlands importiert wurden. Wir sehen somit, wieviel Vorsicht bei jedem Datierungsversuch geboten ist. Ein letztes Hilfsmittel, das bei kirchlichen Bauten, deren urkundliche Quellen im übrigen nicht gar so spärlich fließen, hin und wieder Schlüsse auf das Alter und die einzelnen Erbauungsphasen zuläßt, nämlich die chronologische Bestimmung mit Hilfe der Backsteingröße, Festigkeit, Dichte und Farbe, welche im Verlaufe der Jahrhunderte teilweise recht stark variieren, ist von Bruhns in seinem vorzüglichen, eingangs zitierten Aufsatze über die Kirchen Rostocks angewandt worden. Er unterscheidet in bezug auf die Farbe des Rostocker Backsteins drei Perioden: 1280—1320 die Verwendung eines tiefroten, gelegentlich ins Violette spielenden Materials, im späteren 14. Jahrhundert ein immer blasser und trüber werdendes Rot und schließlich zur Zeit der Spätgotik des 15. und frühen 16. Jahrhunderts eine Wiederbelebung der Farbenfreudigkeit durch gelbliche oder ungleichmäßig bunte Ziegel. Wollte man diesen Weg auch beim Profanbau beschreiten, was im übrigen eines speziellen und eingehenden Materialstudiums bedürfte, so glaube ich doch, daß man auch hierbei auf erhebliche Widerstände stoßen dürfte, wenn man überlegt, daß bei der derzeitigen Kostspieligkeit der gebrannten Mauersteine ohne Zweifel

in sehr ausgedehntem Maße Abbruchmaterial für den Wohnbau verwandt wurde; auch ist die Mauerfläche oftmals unter einer später aufgetragenen dicken Putzschicht verborgen und entzieht sich dadurch überhaupt einer näheren Untersuchung.

Auf Grund all dieser Schwierigkeiten habe ich es für ratsam gehalten, die städteweise behandelten Giebel zunächst typologisch zu ordnen. Hierdurch bot sich mir dann oft die Möglichkeit, durch Vergleiche wenigstens in großen Zügen innerhalb der Einzelgruppen einen chronologischen Entwicklungsgang zu erkennen.

LÜBECK.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Baltzer: Umbau und Wiederherstellung des Hauses der Löwenapotheke in Lübeck (Die Denkmalpflege, III. Jhrg.). Berlin 1901.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nordostdeutschland. Berlin 1926.

Eicke, Karl: Die bürgerliche Baukunst Niedersachsens, I (Mittelalter und Renaissance), Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 209. Straßburg 1919.

Eimers, John: Die Werkstatt des Statius von Düren (in „Nordelbingen", Beiträge zur Heimatforschung in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck, 3. Bd.). Flensburg 1924.

Geffcken, J.: Nachbildung des großen Holzschnittes von Lübeck aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Lübeck 1855.

Grautoff, Otto: Lübeck („Stätten der Kultur", hrsg. von Georg Biermann, Bd. 9). Leipzig o. J.

Heise, Carl Georg: Lübeck im Bilde. Berlin o. J.

Holm, Adolf: Lübeck (Monographien zur Weltgeschichte). Bielefeld und Leipzig 1900.

Mackowsky, Walter: Das niederdeutsche Bürgerhaus. Leipzig 1916.

Metzger, Max: Die Profanarchitektur Lübecks. Lübeck 1911.

Rahtgens, Hugo: Die Nordfassade des Lübecker Rathauses (Die Denkmalpflege, XXIII. Jhrg.). Berlin 1921.

Schaumann, G.: Lübeckische Giebel (XVIII. Jahresbericht des Vereins von Kunstfreunden in Lübeck, 1897/98). Lübeck 1899.

Stiehl, Otto: Backsteinbauten in Norddeutschland und Dänemark. Stuttgart o. J.
Derselbe: Das deutsche Rathaus im Mittelalter. Leipzig 1905.
Struck, Rudolf: Das alte Bürgerliche Wohnhaus in Lübeck, Bd. I u. II. Lübeck 1908 und 1913.
Wehrmann, C.: Die schöne Hansestadt Lübeck in 100 Bildern. Lübeck o. J.
Wolf, Gustav: Die schöne deutsche Stadt (Norddeutschland). München 1925.

Im Jahre 1143 gründete Graf Adolf von Holstein die älteste der planmäßig angelegten Städte im slawischen Osten, das heutige Lübeck. Ein von Christen bewohnter Ort, namens Liubice, lag schon im 11. Jahrhundert an der Mündung der Schwartau in die Trave. Aber die Lage des Ortes war ungünstig und schutzlos; zweimal wurde er bei räuberischen Einfällen pommerscher Stämme zerstört, zuletzt im Jahre 1139. Vier Jahre später erfolgte die Gründung Adolfs auf dem Höhenrücken zwischen Trave und Wakenitz im innersten Winkel der Ostsee, 21 km von dieser entfernt, doch durch den unteren Travelauf mit ihr verbunden. Bereits früher hatte dort eine heidnisch-wendische Burg, Buku, gestanden. Graf Adolf baute eine neue und zog friesische und westfälische Kolonisten, Kaufleute, Schiffer und Handwerker dahin [1]).

Das nun erfolgende ungewöhnlich rasche Aufblühen dieser Neugründung wird leicht verständlich, wenn man sich ihre außerordentlich günstige Lage vergegenwärtigt:

---

[1]) Wehrmann, S. 3.

an einer der geschütztesten Buchten der Ostsee sich erhebend und mit ihr durch einen Wasserweg verbunden, bot sie für das Hinterland den Vorteil, beim Handelsverkehr mit den nordischen Ländern der am raschesten erreichbare Hafen zu sein. Eine weitere unerläßliche Vorbedingung für das Gedeihen einer mittelalterlichen Stadt, gegen feindliche Ueberfälle leicht verteidigt werden zu können, war gleichfalls erfüllt: auf einer hügeligen Landzunge gelegen, war sie rings von Wasser umgeben [2]). Im Jahre 1157 trat Graf Adolf die Stadt an Heinrich den Löwen ab. Nicht lange vorher durch eine verheerende Feuersbrunst fast völlig zerstört, wurde sie von Heinrich wieder aufgebaut, und diese Neugründung war fortdauernd glücklich. Lübeck wurde in der Folgezeit das wichtigste Ausfallstor für die Kolonisation der Ostseeküste. 1163 verlegte Heinrich der Löwe den Bischofssitz von Oldenburg hierher und gab der Stadt neben weitgehenden Marktrechten eine musterhafte Verfassung. Nach dem Sturz Heinrichs bestätigte Kaiser Friedrich Barbarossa die Vorrechte und Friedrich II. machte Lübeck 1226 zur freien Reichsstadt. Im Bunde der sich allmählich zusammenschließenden deutschen Hansa übernahm es die Führung und gelangte im 14. und 15. Jahrhundert zu bedeutender wirtschaftlicher und politischer Macht. Gleichzeitig wurde es auch ein wichtiger Mittelpunkt für die Kunstpflege des nördlichen Deutschland.

---

[2]) Heise, S. VI.

Noch im 13. Jahrhundert hatte Lübeck den Umfang der heutigen inneren Stadt erreicht und wurde schon damals neben Köln und Nürnberg mittelalterliche Großstadt. Das Straßengerippe der den flachen „Schildkrötenrücken" des Hügels Buku bedeckenden, rings von Wasser umschlossenen Altstadt ist von großer Klarheit. Das Rückgrat wird gebildet durch den langen Parallelstraßenzug der Breiten und Königstraße, welche sich gegen die Tore zu in der Großen Burg- und Mühlenstraße vereinigen, gleichzeitig die Burg des Landesherren im Norden mit dem bischöflichen Dom und den Mühlen im Süden verbindend.

In den ältesten Zeiten spielte naturgemäß die Burg als Verteidigungsstätte eine Hauptrolle. Hier mußten die Seeschiffe vorüberfahren, wenn sie zum Hafen gelangen wollten, hier war die einzige Stelle, wo man, ohne Wasser zu überschreiten, in die Stadt kommen konnte. Die Burg sperrte also den Zugang zu Wasser und zu Lande ab. Adolf von Holstein hatte sie gegründet, Heinrich der Löwe hatte hier gewohnt; doch bereits im Jahre 1229 wurde die Burg von den stolzen Lübecker Bürgern, die sich durch sie in ihrer Selbständigkeit bedroht fühlten, zerstört. Man errichtete an ihrer Stelle ein der heiligen Maria Magdalena geweihtes Dominikanerkloster, dessen prachtvolle gotische Kirche 1818 leider dem Neubau eines Gerichtsgebäudes weichen mußte. Auf der anderen, südlichen Seite des Stadthügels, da, wo die Wakenitz in die Trave mündet, war der bischöfliche Dom gegründet worden. Er ist

die älteste Kirche Lübecks. Heinrich der Löwe legte 1173 den Grundstein des Domes.

In der Mitte zwischen Burg und Dom befindet sich als Brennpunkt des gesamten bürgerlichen Lebens der Markt, ehemals räumlich viel ausgedehnter, nicht wie heute von Häuserreihen eng begrenzt. Im 13. Jahrhundert schon wurden hier die beiden idealen Zentren, das Rathaus und die Stadtkirche von St. Marien angelegt.

Von besagtem Rückgrat der Hauptstraßenzüge herab senkt sich nun mit ziemlich starkem Gefälle die wiederum in zwei Gruppen zerfallende westliche Stadthälfte zur Trave herab. Die Grenzlinie zwischen beiden bildet die von dem dritten Stadttor, dem wuchtigen Holstentor, zum Marktplatz führende Zugangsstraße: nördlich an der breiten Untertrave der Sitz des mächtigen schiffahrttreibenden Großhandels — hier stehen die schönen Patrizierhäuser — südlich ein Kleinbürgerviertel. In der stilleren Osthälfte nach der Wakenitz zu ließen sich Klöster, Spitäler und Schulen nieder[3]).

Wie anderwärts, so bestanden natürlich auch in Lübeck die ersten Bauten aus Holz bezw. Fachwerk, Gebäude, von denen sich keine weitere Kunde erhalten hat. Nur langsam fand der kostspielige Backsteinbau Eingang, und zwar naturgemäß zunächst bei den kirchlichen und städtischen Gebäuden sowie den Wohnhäusern der wohlhabenden Bürger. So kam es denn auch, daß mehrfach große Teile der Stadt durch Brand

[3]) Grautoff, S. 56 ff.; Holm, S. 102 ff.; Wolf, S. 132 f.

vernichtet wurden. Zu nennen ist hier vor allem eine verheerende Feuersbrunst im Jahre 1251. Daher erließ der Rat der Stadt am Ende des 13. Jahrhunderts eine Verfügung, wonach zukünftig die Ringmauern aller Häuser in Stein aufzuführen seien; ausgenommen von dieser Verfügung blieben nur die kleineren, sogenannten Budengrundstücke, die auch weiterhin aus Fachwerk gebaut werden durften [4]).

Von älteren Bildern Lübecks ist das schönste der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstandene große Holzschnitt, von dem J. Geffcken im Jahre 1855 eine Nachbildung herausgegeben hat. Wenn diese Abbildung auch sicherlich nicht in den Einzelheiten Anspruch auf Genauigkeit machen kann, so spiegelt sie doch jedenfalls den Gesamtcharakter der Stadtanlage vortrefflich wider.

Und auch heute noch geben uns die aus allen Jahrhunderten erhaltenen Werke des Profanbaues in Lübeck eine gute Anschauung vom Wesen damaligen architektonischen Schaffens. Leider hat keines der ältesten Wohnhäuser in seinen Erdgeschossen den ursprünglichen Zustand bewahrt. Eines läßt sich jedoch noch mit ziemlicher Sicherheit feststellen, nämlich daß ihre Höhe nur eine sehr geringe gewesen ist, und daß lediglich sie zu Wohnzwecken dienten, keinesfalls auch die in ihrer Gesamtausmessung erheblich höheren Giebelgeschosse. Auch von den Giebeln Lübecks sind viele zerstört oder entstellt, indessen ist die Zahl der er-

---

[4]) Struck, I, S. 1.

haltenen immerhin noch beträchtlich im Vergleich zu anderen Städten des Backsteingebiets.

Typisch für das alte Stadt- und Straßenbild ist der Staffel- oder Treppengiebel, der in seinen Grundformen bis weit ins 16. Jahrhundert hinein beibehalten wurde, und zwar in einer schlichten, von herbem Ernst und strenger Sachlichkeit erfüllten Gestalt, wie beim Kirchen-, so auch hier beim Profanbau Kunde gebend von der steifnackigen, wortkargen, ja vielleicht auch etwas hochmütigen Verschlossenheit des Lübecker Bürgers.

Trotz der vielen verheerenden Feuersbrünste und der Umbaugelüste späterer Jahrhunderte gehört Lübeck zu den wenigen deutschen Städten, in denen sich noch Reste von Wohnhäusern der romanischen Stilperiode bis auf unsere Tage hinübergerettet haben, wenn auch nur in einigen Hintergiebeln.

An erster Stelle ist hier als einer der interessantesten Giebel Lübecks überhaupt der Hintergiebel der Löwenapotheke, Johannisstraße 13 (Struck, I, Abb. 2) zu nennen. Dank dem tatkräftigen Eintreten der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist es gelungen, bei dem im Jahre 1900 erfolgten Umbau der Löwenapotheke den romanischen Giebel der Hinterfront und den später zu behandelnden gotischen Vordergiebel vor dem drohenden Abbruch zu bewahren. Beide wurden vielmehr stilgemäß restauriert und die rückseitige Wand obendrein von den sie verdeckenden Anbauten befreit. „Das alte Haus der Löwenapotheke ist kein Bau aus einem

Guß. Es scheint, als wenn alle Jahrhunderte seit seiner Entstehung daran gearbeitet haben“ [5]). Der uns hier interessierende älteste Teil, die rückwärtige Fassade, ist zwar nicht auf Grund urkundlicher Zeugnisse datierbar, kann aber wohl mit einiger Sicherheit noch der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zugewiesen werden, d. h. der Zeit vor dem großen Brande des Jahres 1251 [6]). Die in romanischer Zeit übliche wagerechte Flächengliederung ist bei diesem Giebel durch in drei Geschossen angeordnete, rundbogig abgedeckte wirkliche bezw. verblendete Fenster erreicht. Dieser Horizontalismus wird noch durch sägezahnartige Friese aus übereckgestellten Mauersteinen, sogenannte Stromschichten oder deutsche Bänder am Fuße jedes Geschosses, zuunterst in doppelter, oben in einfacher Reihung, verstärkt. Sehr unterschiedlich sind die einzelnen Maueröffnungen in formaler Beziehung behandelt. In der Mitte des ersten Giebelgeschosses befinden sich innerhalb des rundbogigen Rahmens zwei durch einen Formziegelpfosten voneinander getrennte Luken mit ebenfalls runder Abdeckung. Rechts sowie links außen ist je eine Blende angebracht, welche wahrscheinlich ursprünglich eine ähnliche Unterteilung durch einen Mittelpfosten aufwies, worauf die noch vorhandenen gekuppelten Rundbögen schließen lassen. Zwischen dem vorgenannten Fenster und den Außenblenden stehen schließlich noch zwei weitere Lichtöffnungen, welche

---

[5]) Baltzer, S. 41.

[6]) Struck, I, S. 4.

durch reicheren Schmuck ausgezeichnet sind. Die schlanken Halbierungspfeilerchen sind in Sandstein ausgeführt und haben Kapitell und Basis. In die Leibungen der Umrahmung schmiegen sich Rundstäbe aus abwechselnd glasierten und unglasierten Ziegeln. Ein Fenster von ebenso reicher Ausbildung in der Mitte des zweiten Bodengeschosses wird flankiert von Blenden mit Formsteinteilung, aber diesmal horizontalem Sturz der gekuppelten Blendluken. Zu beachten ist, daß diese beiden Blenden sich nicht genau achsengerecht über den darunterliegenden Fenstern befinden, sondern etwas nach innen versetzt sind. Im obersten Stockwerk steht wieder eine schlichtere Lichtöffnung mit flachbogigem Lukenpaar, darüber endlich noch eine kleine Einzelluke. Das glatte Füllmauerwerk der Blenden, sowie die leeren Bogenzwickel über den Lukenpaaren sind in üblicher Weise weiß verputzt und bilden somit einen wirkungsvollen Kontrast zu dem Rot der Ziegelsteine. Der Umriß des Giebels hat heute einfache Dreiecksgestalt bis auf je eine Stufe am First und den Traufkanten. Aus verschiedenen beim Umbau der Löwenapotheke bekannt gewordenen Befunden kann man indessen mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß er ehedem ein breitschultriger Staffelgiebel gewesen ist. Eine im Dachboden aufgefundene Ansatzstelle beweist nämlich, daß das alte Dach eine flachere Neigung gehabt haben muß und demnach ohne Abstufung der Giebelmauer die seitlichen Blenden durchschnitten hätte. Außerdem hat man bei der Restaurierung neben dem obersten Fenster eine senkrecht durchgehende Stoßfuge gefunden,

den seitlichen Rand der ursprünglichen Mittelstufe [7]). Hieraus ergibt sich zugleich, daß schon in romanischer Zeit der Staffelgiebel eine gebräuchliche Erscheinung war, und die einfache schräge Abdeckung der Giebelmauern, die übrigens in Lübeck in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf Verstümmelung beruhen dürfte, demnach nicht die älteste Form der Giebelbildung einer Stadt darstellen muß, wie man früher vielfach annahm. Hierauf mit besonderem Nachdruck hingewiesen zu haben, ist das besondere Verdienst von Rudolf Struck in seinem wertvollen Buche über das alte bürgerliche Wohnhaus in Lübeck. Endlich zeigt dieser Giebel an den heute stehenden Stufen noch ein für Lübeck charakteristisches Merkmal, nämlich eine (vor allem von der gotischen Zeit an dann sehr häufige) Verstärkung des oberen Randes durch einige vorkragende Steinschichten. Dieses Motiv, das sich beispielsweise in Rostock niemals findet, bewirkt eine sehr wesentliche Belebung der Fassade durch scharfe Schlagschatten. In kompositioneller Hinsicht ist bemerkenswert, wie der dreieckige Aufbau des Dachstuhles auch sehr schön und prägnant in der Flächengliederung der Giebelwand zum Ausdruck kommt. Wir können hier zwei Dreiecke unterscheiden, ein großes äußeres, begrenzt durch die seitlichen Blenden und das oberste Fenster, und ein kleines inneres, gebildet durch die drei reicher geschmückten und somit besonders hervortretenden Lichtöffnungen. Die Spitzen dieser Dreiecke sind gleich-

[7]) Baltzer, S. 41 f.

sam „überhöht", und zwar die des äußeren Dreiecks durch die kleine Firstluke, die des aus durchwegs offenen Luken gebildeten inneren durch das ebenfalls durchbrochene und damit sich optisch dieser Gruppe noch zugesellende Fenster des dritten Giebelgeschosses. Sehr deutlich wird hierdurch die vertikale Mittelachse betont. Der Giebel ist ein wertvoller früher Beleg für den Anteil rein künstlerisch-kompositioneller Bestrebungen auch an der Formbildung der Hausfronten, zumal unter Zugrundelegung des geschilderten Kompositionsschemas erst verständlich wird, warum nur die mittleren Oeffnungen achsengerecht angeordnet sind: weil ohne die Verschiebung im zweiten Geschosse die betr. Blenden aus dem äußeren Dreiecksumriß herausgetreten wären.

Der romanische Hintergiebel des Hauses Mengstraße 16 (Struck, I, Abb. 3), ursprünglich sicher gleichfalls mit Staffelung versehen, dürfte wie der vorige noch in die Zeit vor 1251 zu setzen sein. Nur eine der geschoßweise angeordneten, rund- und flachbogigen Lichtöffnungen ist hier durch eine kleine Säule aus Haustein, ähnlich wie dort, halbiert. Auch hier findet sich die Einfassung einzelner Fensterleibungen durch Rundstäbe, dagegen fehlt der hübsche Schmuck durch wagerechte Stromschichten.

Als drittes Beispiel romanischer Zeit wäre schließlich noch der Hintergiebel Schüsselbuden 10 (Struck, II, Abb. 1) zu nennen. Der im übrigen sehr schlichte Giebel ist dadurch besonders bemerkenswert, daß er noch seine Stufen behalten hat, wenn

auch nicht mit unversehrter Kante. Die kleinen Zwischenstufen glaube ich aus späteren willkürlichen Ausbesserungsarbeiten hervorgegangen. Formsteine und Werksteinpfosten sind nicht verwendet.

Durch einen glücklichen Zufall sind wir in der Lage zu verfolgen, wie der Uebergang vom romanischen zum gotischen Baustil sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts in den äußeren Formen der lübeckischen Wohnhäuser vollzogen hat; denn auch für diese Zeit lassen sich einige Beispiele anführen. Die horizontale Gliederung wurde zunächst noch unverändert beibehalten; dafür aber wurde der Rundbogen durch den Spitzbogen verdrängt, zuerst bei den größeren Oeffnungen, allmählich dann auch bei den schmaleren Lukenpaaren.

Zu dieser Gruppe ist der nur noch im Bilde erhaltene Hintergiebel Königstraße 41 (Struck, I, Abb. 4) zu rechnen. Deutlich in die Augen springend war hier die spätere schräge Abdeckung, wobei die eine Blende nicht mehr in die Mauerfläche hineinpaßte und folglich im oberen Schluß sehr unschön verändert wurde. Die mittelste durch zwei Geschosse reichende Blende und ein Blendfenster in der rechten Ecke waren wiederum durch einen Rundstab eingefaßt; die gepaarten Blendluken hatten noch rundbogigen Schluß.

Der völlig verbaute Hintergiebel des Hauses Große Burgstraße 48 (Struck, I, Abb. 5) ist im Jahre 1894, als er während eines Umbaues des benachbarten Grundstückes freigelegt war, vom städtischen Bauamt aufgenommen worden und so wenigstens durch

eine Zeichnung auf uns gekommen. Deutsche Bänder in doppelter Reihung betonen den Horizontalismus dieses noch die üblichen Schultern aufweisenden Giebels und erinnern an die Hinterfront der Löwenapotheke. Die gekuppelten Luken sind immer noch rundbogig; die Blendluken dagegen haben innerhalb des spitzbogigen Rahmens horizontalen Sturz, ein Motiv, das wir ebenfalls an der Löwenapotheke beobachten konnten. Schließlich ist noch eine reiche Profilierung der Fensterrahmungen durch glasierte und unglasierte Formsteine zu erwähnen.

Zu den ältesten Gebäuden Lübecks gehört auch das Siechenhaus in der Kleinen Burgstraße 22 (Struck, I, Abb. 9), dessen dreieckiger Giebelumriß wahrscheinlich wiederum auf einer Umgestaltung der Staffelform beruht[8]). Die Leibungen der Blendnischen und Luken sind abgerundet; der spitzbogige Schluß der Blenden erstreckt sich nun auch bereits auf die Lukenpaare. Im übrigen ist die Fassade, wie bisher üblich, in wagerechtem Sinne aufgeteilt.

Der nächste noch näher zur Gotik hinführende Schritt gibt den Gedanken der horizontalen Stockwerkschichten auf zugunsten einer ausgesprochen vertikalen Gliederung der Fassadenfläche durch mehrere in den Mauerkern eingeschnittene Blenden, welche dicht über dem Erdgeschoß auf einer Sohlbank beginnend bis unter den Giebelrand geführt sind. Innerhalb der meist spitzbogig schließenden Blenden stehen die zu zweien

[8]) Dehio, S. 300.

oder auch zu dreien gekuppelten Luken. Leider ist heute keines der mir bekannten Beispiele dieser Gruppe mehr im Original vorhanden.

Der abgebrochene Hintergiebel Breite Straße 71 (Struck, I, Abb. 6) trug als Abschluß der höchsten, mittelsten Blende einen Kleeblattbogen, das charakteristische Motiv des Uebergangsstiles. Im übrigen war die Blendengliederung recht unsymmetrisch vollzogen. Die Luken waren in der Mehrzahl zu dreien gekuppelt und spitzbogig geschlossen bis auf zwei Drillingsfenster, bei denen eine rundbogige Luke von spitzbogigen flankiert wurde. Bemerkenswert war auch die doppelte Staffelung der beiden sich an das Mittelfeld anschließenden seitlichen Felder, die sich aber wegen ihrer großen Breite wohl zwangsläufig aus bloßen praktischen Erwägungen ergab, um nämlich die Giebelschultern nicht übermäßig weit über den Dachstuhl hinausragen zu lassen.

Ein doppelt gebrochener Bogen deckte auch die Mittelblende des um 1895 abgebrochenen und schon vorher seiner Stufen beraubten Hintergiebels des ehemaligen „Adreßhauses", Königstraße 31 (Struck, I, Abb. 7). Ganz besonders schön zeigten sich hier die Merkmale des Uebergangsstiles, eine Durchsetzung der straffen Gotik mit der mehr dekorativen Spätromanik. Dem Kompositionsschema des Giebelfeldes lag eine Teilung in fünf Vertikalblenden zugrunde, wobei allerdings die äußerste rechte durch einen Anbau verdeckt wurde. Im Spitzbogenschluß der ersten, zweiten und vierten Blende befanden sich dreifach gekuppelte

Blendluken, deren mittelste einer spätromanischen Gewohnheit entsprechend leicht überhöht war. Die Mittelblende trug eine gleiche Lukengruppe in Höhe der äußersten linken. Hierdurch ergab sich ein lebhaftes rhythmisches Spiel, ein zickzackartig bewegtes Auf-undnieder der verblendeten Drillingsluken. Diesem dekorativen Spiel der Spätromanik stand gegenüber eine ganz architektonisch-gotisch gedachte Ausdeutung der Vertikalblenden durch kämpferartige Ringe an den begrenzenden Mauerstreifen, jeweils auf gleicher Höhe mit dem Bogenansatz der Blendluken. Eine kleine Rundblende im First war ein bis weit ins 16. Jahrhundert hinein beliebtes Schmuckmotiv des Profanbaues in Lübeck.

Der eigenartige Vordergiebel des 1837 abgebrochenen, aber durch eine Steinzeichnung in den lübeckischen Blättern vom Jahre 1838 überlieferten Hauses Johannisstraße 8 (Struck, I, Abb. 8) war schon überwiegend gotisch. Es fanden sich zwar auch hier jene schmalen Ringe wieder, die an der vorigen Fassade zu beobachten waren, und andererseits die kleinen, zu dreien gekuppelten Luken, die bei den übrigen gotischen Häusern dann nicht mehr vorkommen, aber das dekorativ-rhythmische Gegenspiel des Spätromanischen zur straffen Gotik war schon fast verstummt. Einzig die etwas breitere Mittelblende nahm die jetzt geschoßweise übereinanderstehenden Drillingsluken auf, während die Luken bezw. Blendluken der vier seitlichen Blenden paarweise auftraten. Verglaste viereckige Fenster im ersten Giebelgeschoß rührten

sicherlich von einem späteren Ausbau dieses Stockwerks zu Wohnzwecken her. Der sehr hübsche Giebel hatte seine Abtreppung noch vollkommen bewahrt und mit ihr die charakteristische Verstärkung der Giebelschultern, auf die ich bereits bei der Löwenapotheke aufmerksam gemacht habe.

Die Epoche des gotischen Baustiles fällt in Lübeck zusammen mit dem Höhepunkt seiner Machtentwicklung. Aus dieser Zeit stammen nicht nur die bedeutendsten kirchlichen Baudenkmäler, die wehrhaften Tore und das ehrwürdige Rathaus, sondern auch die schönsten jener Bürgerhäuser, welche der Stadt noch heute das ihr eigene, altertümliche Gepräge verleihen. Maßgebend für die Gliederung des Giebelaufbaues ist das bereits von den letzten Beispielen bekannte und vom Sakralbau entlehnte Vertikalmotiv der in den Mauerkörper eingeschnittenen Blenden. Während diese Blenden aber an Giebelhäusern anderer Orte, wie Rostock und Wismar, oft eine nochmalige Teilung durch einen schmalen Pfosten erfahren, ist dies in Lübeck niemals der Fall. Die Zahl der Blenden wechselt je nach der Breitenausdehnung der Häuser, übersteigt nur in einem mir bekannten Falle die Zahl sieben und geht nie unter die Zahl drei herunter. In der Mehrzahl gipfelt die Komposition in einer höchsten mittleren Blende und die seitlichen bleiben korrespondierend mit den Stufen an Höhe zurück, so beispielsweise bei den Giebeln der links neben der Westfront der Kirche des Heiligengeist-Hospitals gelegenen Häuser Geibelplatz 10 und 11 (Struck, I, Abb. 15). Beide sind

ihrer Staffeln beraubt, was sich unschwer daraus erschließen läßt, daß die Spitzbögen der seitlichen Blenden nur unzureichenden Platz unter der Dachschräge finden [9]). An dem etwas schmaleren Hause beobachten wir den in Lübeck seltenen Fall großer Aufzugsluken in der Mittelachse und einer im First angebrachten Windevorrichtung; dies war lediglich bei Speichergebäuden üblich. Bei Wohnhäusern dagegen ist meist im Innern in der Decke der Diele eine Oeffnung zur Beförderung der Waren auf den Boden angebracht. Ich vermute daher, daß wir es auch hier nur mit einem einfachen Speicher zu tun haben.

Bei dem Giebel Hundestraße 94 (Struck, I, Abb. 10, links) sind als Schmuck des oberen Randes der Staffeln Stromschichten angebracht. Die Leibungsprofile der Blenden sind einzig mit dem scharfkantigen Normalziegel gebildet.

Der im Jahre 1893 abgebrochene fünffeldrige Giebel Mühlenstraße 37 (Struck, I, Abb. 14) zeigte noch sehr schön die gleichmäßigen Reihen der innerhalb der Blenden geschoßweise eingeschnittenen, spitzbogigen Lukenpaare, welche sonst vielfach durch Einbruch größerer verglaster Fenster bei späteren Umbauten zur Gewinnung weiterer Wohngeschosse verschwunden sind. Die Abdeckung des Giebels war zur Zeit des Klassizismus im damaligen Geschmack umgestaltet, doch konnte man noch deutlich den Bogenansatz der seitlichen Blenden erkennen.

---

[9]) Struck, I, S. 3.

Die merkwürdig breitausladende Firststaffel, die wir bei dem Hause Hundestraße 92 (Struck, I, Abb. 13) beobachten können, ist ein mehrfach vorkommendes Motiv lübischer Fassadengestaltung. Sie gibt solchen Gebäuden etwas ungemein Wuchtiges, Erdgebundenes. Derart breite Schultern waren natürlich bei sehr steilen Dächern nicht zu empfehlen, da sie dann zu weit über das Dach ragten und damit weniger solide gegen starken Winddruck waren. Die Lukenpaare des zweiten Giebelgeschosses sind sicherlich erst beim Ausbau des untersten zu Wohnzwecken verkürzt worden.

Die folgenden Beispiele unterscheiden sich von den bisherigen dadurch, daß zwei bezw. drei Blenden in der Mitte zu gleicher, höchster Höhe aufsteigen. Bei zweifeldriger Giebelmitte ergibt sich notgedrungen eine wenig gebräuchliche gerade Blendenzahl.

Zu dieser Gruppe gehört auch der Vordergiebel der Löwenapotheke, Johannisstraße 13 (Holm, Abb. 27). Ueberraschend ist, daß sich auch hier Spuren des alten romanischen Daches im Bodenraum wieder finden. Man darf daraus wohl den Schluß ziehen, daß an dieser Front ursprünglich ebenfalls ein romanischer Giebel das Dach abschloß, der aber etwa um 1350, zunächst unter Beibehaltung des alten Daches, durch einen gotischen ersetzt wurde. Verschiedene Anzeichen lassen es nun als wahrscheinlich erscheinen, daß auch dieser nicht mehr in allen Teilen seine alte Form aufweist, sondern beim Neubau des Daches einige, allerdings nur geringfügige Aenderungen erfahren hat [10]).

[10]) Baltzer, S. 41 f.

So machte einmal das steilere Dach eine Erhöhung der obersten, ehemals breitschultrigen Stufe erforderlich; denn nur so wird die der übrigen Architektur wesensfremde, jetzige Firststaffel mit kleiner Blendennische verständlich. Aber auch die übrigen Stufen mußten geändert werden. Die Richtigkeit dieser Annahme wird durch verschiedene senkrechte Stoßfugen an den Giebelschultern erhärtet. Gleichzeitig mit dieser Erhöhung dürfte dann der kleinere Nebengiebel entstanden sein (um 1400)[11]). Daß es sich hier um einen späteren Anbau handelt, wird erwiesen durch Reste eines alten Treppenturmes zwischen beiden Häusern. Leider war man aus praktischen Erwägungen gezwungen, die Sohlbank des Giebels beim Umbau um ein weniges höher zu legen, da man auf diese Weise ein Zwischengeschoß gewinnen konnte; denn die geringe Höhe der nur für Speicherzwecke berechneten Obergeschosse machen sie für moderne Wohnungsbedürfnisse in der Mehrzahl der Fälle unbrauchbar. Dies ist überhaupt einer der wesentlichsten Gründe, weshalb so viele ehrwürdige Zeugen einer großen Vergangenheit verschwunden sind: die Unmöglichkeit, sie durch bloßen Umbau den veränderten Verhältnissen anzupassen. Aber auch sonst noch hatte der Giebel viel von seinem ursprünglichen Gesicht verloren durch den Einbruch viereckiger Fensteröffnungen. Die Leibungen der Blenden sind reicher und tiefer als sonst profiliert; auf den Pfosten der Lukenpaare sitzen kleine Kapitelle aus trapezförmig gebildeten Formsteinen mit leicht angedeuteter Deckplatte.

[11]) Metzger, S. 9.

Der nur vierfeldrige Giebel Fischstraße 33 (Struck, I, Abb. 12) ist im Bogenschluß der linken Außenblende mit einer Vierpaßblende verziert. Die abweichende Form der gegenseitigen mit Rundblende und flachbogig gedeckten Luken, sowie der Verputz der ganzen Front stellen natürlich spätere Veränderungen dar. An Formsteinen sind nur die einfachsten, solche zur Herstellung einer schräg abgefasten Ecke, verwendet.

Das Kompositionsschema des Giebels Braunstraße 9 (Struck, I, Abb. 88) zeigt insofern etwas Neues, als auch zu beiden Seiten des Mittelfeldes je zwei zu gleicher Höhe ansteigende Blenden angeordnet sind. Oberhalb der reich profilierten Blendenpaare ziehen sich horizontale Spitzbogenfriese aus glasierten Ziegeln hin, so daß sich ursprünglich das Gefüge eines Giebels mit drei Schultern ergab. Die Steilheit des Daches erforderte indessen die Einfügung einer Zwischenstufe, ähnlich dem Aufbau der Hinterfront des abgebrochenen Hauses Breite Straße 71 (Struck, I, Abb. 6). Rudimente der früheren Lukenpaare sind noch in den seitlichen, heute fensterlosen Blenden sichtbar.

Aehnliche Friese befinden sich an der Fassade des Hauses Fischstraße 19 (Struck, I, Abb. 17). Außerdem sehen wir an diesem Giebel, der übrigens drei höchste mittlere Blenden aufweist und mit zu den hervorragendsten und auch verhältnismäßig gut erhaltenen Lübecks gehört, Wechselschichten aus hellen nicht glasierten und dunkleren glasierten Ziegeln. Bei beiden Giebeln wird die Gewändeprofilierung der Blenden durch Rundstäbe in den Rücksprüngen bereichert.

In fast gleicher Anlage, doch einfacher in der Reliefgliederung präsentiert sich uns das Gebäude Alfstraße 11 (Struck, I, Abb. 18). Zum ersten Male sehen wir aber hier ornamentierte Ankersplinte, wie sie im 16. Jahrhundert allgemein üblich wurden. Das Sichtbarmachen des Konstruktionsmotivs, an einzelnen der Stockwerksbalken kurze schmiedeeiserne Anker mit Oehren am Ende anzubringen, diese durch die Mauerdicke hindurchgreifen zu lassen und an der Front durch diese Oehre zunächst einfache gerade, später aber reich ornamentierte Splinte zu stecken, um die Mauer am Ausweichen zu hindern, war übrigens eine weit verbreitete Eigentümlichkeit auch außerhalb des Backsteingebietes. Sicherlich wurden die ornamentierten Ankersplinte an manchen Gebäuden erst nachträglich eingezogen; sie lassen also keineswegs einen sicheren Schluß auf das Alter eines Gebäudes zu.

Bei dem auch in diese Gruppe zu stellenden Giebel Hundestraße 90 (Struck, I, Abb. 16) sind die gewöhnlich breiteren Mauerstreifen zwischen den Blenden zu dünnen Rundstäben aus Formsteinen zusammengeschrumpft.

Im weiteren Verlauf der Entwicklung erfuhr nun das bisherige Schema eine zunächst geringfügige Abwandlung insofern, als die innerhalb der Blenden meist paarweise nebeneinander stehenden Lichtöffnungen bzw. Blendluken eine flachbogige Abdeckung erhielten und auch etwas breiter als früher wurden. Diese Aenderung dürfte m. E. erst im Spätmittelalter erfolgt sein.

Ein schlichtes Beispiel dieser Reihe, das sonst nichts

Neues bietet, haben wir in dem Gebäude Schmiedestraße 7 (Struck, I, Abb. 21).

Weit interessanter ist das Haus Große Burgstraße 2 (Stiehl, Backsteinbauten, S. 116) an der Südseite des Burgtores gestaltet. Wechselschichten und Rosenblenden über der Mitte der Luken- und Blendenpaare beleben die Stirnseite des hübschen, nur dreifeldrigen Giebelchens.

Die Hintergiebel gotischer Wohnhäuser, von denen sich noch eine große Zahl, auch an Häusern, welche eine aus viel späterer Zeit stammende neue Straßenfront besitzen, vorfindet, unterschieden sich in ihrer Struktur durch nichts von den Vordergiebeln derselben Epoche, waren indessen zumeist natürlich einfacher gehalten. Heute sind sie häufig in ausgedehntem Maße umgestaltet und in der Hauptsache um ihre Stufen gekommen.

Stark in die Augen springend ist diese Verstümmelung bei dem Hintergiebel der Fischstraße 33 (Struck, I, Abb. 19). Auch hier sehen wir bereits den flachbogigen Lukenschluß.

Während in einfacherer Weise geschmückte Stufengiebel Lübecks sich in vielen Beispielen durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage erhalten haben, sind reicher ornamentierte leider völlig verschwunden, aber wohl einst in größerer Zahl vorhanden gewesen [12]).

Wie prächtig solche Bauwerke gewesen sein müssen, davon gibt uns wenigstens die Zeichnung eines ehe-

[12]) Struck, I, S. 11.

maligen Giebels der Großen Burgstraße (Struck, I, Abb. 11), welche der Architekt Th. Sartori im Jahre 1859 angefertigt hat, eine schwache Anschauung. Vierpaßfriese und kreuzförmige Einblendungen zogen sich in wagerechter Reihung vornehmlich oberhalb der Lukenpaare über die Mauerfläche hin. Durch diese Ornamentstreifen wurde der straffe gotische Vertikalismus der Blendengliederung, wenn auch nicht aufgehoben, so doch schon erheblich abgeschwächt.

Gleich diesem trägt auch der Giebel Fleischhauerstraße 56 (Metzger, S. 6) zwei zuhöchst ansteigende Mittelblenden. Der bedeutend einfachere Flächenschmuck ist hier durch die bereits bekannten Motive der Stromschichten und runden Einblendungen erreicht.

Die Zahl der Stufen war in Lübeck meist keine allzugroße und entsprach in der Regel dem Blendenaufbau.

Wieder etwas abweichend gestaffelt ist der Giebel Königstraße 30 (Metzger, Abb. 58), je eine Zwischenstufe über den seitlichen, drei Stufen über den beiden Mittelblenden. Bemerkenswert ist sonst noch das Fehlen der Verstärkung des obersten Stufenrandes, sowie die kräftige Profilierung des die Blenden umschließenden Mauerwerks durch zwei Profilstufen mit abgerundeten Ecken. Von 1551—1595 gehörte das Haus dem Domkapitel zu Ratzeburg [13]).

Neues bietet das Haus Große Petersgrube 15 (Struck, I, Abb. 20): außer der vertikalen Aufteilung

[13]) Metzger, S. 24.

noch eine horizontale Gliederung durch schmale Gesimse unter den Lukenpaaren. Wechselschichten zieren die gesamte Fläche des recht stattlichen Giebels.

Schließlich wäre noch in diesem Zusammenhange der Giebel Kohlmarkt 12 (Struck, I, Abb. 68) zu nennen, in dessen hohen Blenden wir zu Friesen aneinandergereihte quadratische Tonplatten mit Maßwerkschmuck bemerken.

Im nächsten Stadium der Entwicklung findet sich nun auch ein rundbogiger Schluß über der bezw. den mittelsten Blenden, z. B. Große Petersgrube 25 (Struck, I, Abb. 22) und bei dem ehemaligen Giebelhause Hüxstraße 315, jetzt Nr. 7 (Struck, I, Abb. 27). Besonders zu beachten ist bei letzterem, das durch eine Aufnahmezeichnung des Architekten Th. Sartori aus dem Jahre 1861 bekannt ist, die auch unter dem zweiten Giebelgeschoß befindliche Sohlbank, von der die Blenden mit derart reichem Gewändeprofil aufstiegen, daß sie fast den Eindruck von Kirchenfenstern erweckten. Auffallend ist ferner die starke Verschiebung der seitlichen Blenden zur Mitte hin, so daß ihre Achsen den oberen Rand der zugehörigen Stufen fast nicht mehr trafen.

All diese Modifikationen sind deutliche Anzeichen für die von Süden und Westen eindringende Ausdrucksweise einer neuen Kunstrichtung, der Renaissance, welche im 16. Jahrhundert die unumschränkte und gerade im norddeutschen Backsteingebiet besonders langwährende Herrschaft der Gotik zu verdrängen suchte. Doch nur ganz allmählich vermochte sie den bedäch-

tigen, konservativen Sinn des norddeutschen Bürgers zu ändern; denn hält man einmal in Lübeck Umschau unter den erhaltenen Giebeln jenes Jahrhunderts, so bemerkt man, daß die eigentlichen Renaissanceformen vorzugsweise rein äußerlich an den konstruktiven Gliedern, den Einfassungen der Fenster und Türen, an den Gesimsen u. a. m. zur Anwendung gelangten. Diese Strukturteile wurden unter dem Einfluß niederländischer Bauweise gern in Haustein ausgeführt. Im übrigen aber wurde in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle an dem altbewährten, durch Tradition geheiligten Gliederungsschema des Treppengiebels auch weiterhin festgehalten, doch betont das Kompositionsschema jetzt meist ganz ausdrücklich das Gegenspiel der Stockwerkshorizontalen gegenüber den Vertikalmotiven. Durch wagerechte Reihen des uns bereits bekannten, in der Folgezeit aber besonders reichlich angewandten Schmuckmotivs kleiner runder Einblendungen wird die Horizontalreihe in jedem Stockwerk sogar verdoppelt. Beide Bewegungstendenzen, die vertikale und die horizontale, halten sich gegenseitig in Schach. Und noch eine weitere erhebliche Aenderung in der allgemeinen Organisation der Häuser brachte das neue Jahrhundert mit sich. Die Erdgeschosse nämlich, welche bisher nur sehr niedrig waren, nahmen allmählich beträchtlich höhere Dimensionen an, die Fenster wurden gleichfalls größer, und zwischen Erdgeschoß und Giebel schalteten sich oft ein oder mehrere Zwischengeschosse ein, indessen wurden auch diese, wenigstens bis zur Mitte des Jahrhunderts, lediglich als Speicher- und Lager-

räume verwandt und nicht, wie es scheinen könnte, zur Gewinnung weiterer Wohnräume. Für diesen Zweck pflegte man vielmehr dem Hauptgebäude einen Anbau anzugliedern [14]).

Nicht gebräuchlich waren in Lübeck die anderorts vorkommenden Vorbauten, die sogenannten Utluchten (Ausluchten), zu einer oder beiden Seiten der Haustür, hervorgegangen aus dem Verlangen nach mehr Licht und möglichst freiem Ausblick auf die Straße.

Unter den aus dem 16. Jahrhundert erhaltenen Profanbauten, die an dem althergebrachten Treppengiebel festhielten, haben sich nun mehrere Typen ausgebildet; am beliebtesten scheint diejenige Form gewesen zu sein, bei der wie bisher die Wandfläche durch lotrechte Blenden aufgeteilt wurde. Letztere bekamen aber jetzt sämtlich rund- oder flachbogigen Schluß.

Zahlreiche schöne Beispiele dieses Typs haben sich bis auf unsere Tage erhalten; im großen und ganzen ziemlich, ja man kann sogar sagen merkwürdig uniform gehalten, lassen sich zwei Gruppen unterscheiden. Die erste, welche wohl als die ältere angesehen werden kann, behielt wie bisher die paarweise im Blendengrund eingeschnittenen, durch einen Stichbogen gedeckten Luken oder Blendluken, indessen ist nur mehr ein einziges Exemplar genannter Art vorhanden, das Haus An der Untertrave 74 (Struck, I, Abb. 49). Der durch sehr schöne Verhältnisse ausgezeichnete

[14]) Struck, I, S. 36.

Giebel wird belebt durch die oben erwähnten Reihen runder Einblendungen über den Luken; ferner durch Verwendung von verschiedenfarbigen, glasierten und unglasierten Ziegeln.

Von ähnlicher Beschaffenheit war, wie eine ältere Abbildung lehrt, der Giebel des einst Ecke Fischstraße gelegenen Hauses Schüsselbuden 14 (Struck, I, Abb. 86).

Weit besser ist es um die zweite Gruppe bestellt, welche die Paarung der Lichtöffnungen aufgibt und jeweils nur eine Luke geschoßweise in die Blenden setzt.

Hier ist an erster Stelle das prächtige Gebäude der Schiffergesellschaft, Breite Straße 2 (Struck, I, Abb. 29) zu nennen. Das Haus wurde 1535 von den Aeltesten der Schiffer angekauft und als Kompagniehaus benutzt. 1880 wurde der alte Giebel abgebrochen und in seiner früheren Gestalt wieder aufgeführt [15]). Von großer Aehnlichkeit, nur um ein Stockwerk höher, ist der Giebel Fischergrube 88 (Struck, I, Abb. 51).

Genau so organisiert sind die um 1560 nach einer Feuersbrunst neu erbauten Häuser Wahmstraße 35 und 33 (Struck, I, Abb. 71) [16]). Augenscheinlich ehemals Stufengiebel tragend, sind deren Wangen zur Zeit des Klassizismus umgestaltet worden. Besonders bemerkenswert ist nun aber an beiden Bauten die Anbringung von Terrakottareliefs in den runden Einblendungen. Schon bei einem noch rein gotischen Hause,

[15]) Metzger, S. 24.
[16]) Metzger, S. 26.

Kohlmarkt 12 (Struck, I, Abb. 68), hatten wir die Verwendung von ornamentierten Platten aus unglasiertem, gebranntem Ton beobachten können.

Zur eigentlichen Blüte kam diese Dekorationsform jedoch erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts durch den Ratsziegelmeister Statius von Düren, der in Lübeck eine Werkstatt zur Herstellung solcher Terrakotten betrieb. Nach den jüngsten Untersuchungen von J. Eimers waren dort vier Meister nebeneinander tätig. Ob auch Statius zu diesen gehört hat, läßt sich nicht sicher feststellen; es besteht auch die Möglichkeit, daß er nur als Werkstattinhaber und Unternehmer anzusehen ist[17]). Die Erzeugnisse dieser Werkstatt fanden indessen nicht nur in Lübeck, vor allem an Gebäuden von ausgesprochenem Renaissancecharakter, sondern auch u. a. in dem benachbarten Lüneburg und Kiel, sowie bei dem im Jahre 1553 erbauten Fürstenhofe zu Wismar und den Schlössern von Schwerin und Gadebusch Verwendung. Große Freiheit in der Behandlung der Formen, daneben eine außerordentliche Feinheit und Schärfe im einzelnen zeichnen all diese Arbeiten aus. Besonders beliebt waren, wie es den Anschein hat, Rundstücke mit Kopfbildnissen aus der Antike bezw. in Renaissancetracht, die vielfach noch von einem Kranze umschlungen waren. Außerdem finden sich Tonplatten mit Wappenschildern, Putten und religiösen Darstellungen. „Die Ornamentik ist abhängig einerseits von der deutschen Renaissance, wie sie im Stil der

---

[17]) Eimers, S. 259 f.

Kleinmeister zum Ausdruck kommt, andererseits von der niederländischen und knüpft hier an die groteske Formengebung des Florisstiles an“ [18]).

Der mit zwei zu höchster Höhe aufsteigenden Mittelblenden gegliederte Hintergiebel Fischstr. 34 (Struck, I, Abb. 50) weist wie die letztgenannten Fassaden eine, wenn auch sparsame Verwendung der beliebten Rundblendenzier auf.

Daneben gibt es dann aber noch eine ganze Reihe von Beispielen gleichen Typs, welche vollständig auf diesen hübschen Flächenschmuck verzichten.

Hier sind zu nennen die aus den Jahren 1572 und 1582 stammenden Häuser Glockengießerstraße 26 (Struck, I, Abb. 52) und Beckergrube 51 (Struck, I, Abb. 53), dessen Giebel besonders schön durch die Kleinteiligkeit seiner Reihungen ist, sowie Wahmstraße 54 und 56 (Struck, I, Abb. 54) von 1593 und 1603, wie die aus Schmiedeeisen über dem ersten Zwischenstock aufgesetzten Jahreszahlen zeigen.

Von den Giebeln Große Altefähre 31 und 33 (Struck, I, Abb. 55) ist Nr. 31 in seinem Umriß verändert worden, was hier besonders deutlich wird, weil das sonst völlig gleich organisierte Nachbargebäude noch die Stufen behalten hat.

Beckergrube 82 (Metzger, S. 10) zeigt den seltenen und mir, wie oben gesagt, in Lübeck einzig bekannten Fall der Neunfeldrigkeit. Die Leibungen von Blenden und Nischen sind im Gegensatz zu den vorigen

---

[18]) Eimers, S. 259.

lebhafter profiliert. Endlich ist noch eine beträchtliche Achsenverschiebung, ähnlich Hüxstraße 315 (Struck, I, Abb. 27), zu beobachten.

Eine merkliche Abweichung von dem üblichen Schema weist der Giebel Fischstraße 36 (Metzger, Abb. 82) mit breiter dreifeldriger Mittelstufe auf: an Stelle der flachen Mauerstreifen zwischen den Blenden sind runde wulstige Pfosten getreten.

Daneben entstand ein anderer Typus, der die senkrechte Gliederung durch Blenden aufgab und sie wie zur romanischen Zeit durch eine wagerechte ersetzte. Diese Aufteilung der Fassade wurde am einfachsten vollzogen durch geschoßweise nebeneinander gestellte, flachbogige Oeffnungen, z. B. bei dem noch fast vollständig im ursprünglichen Zustande erhaltenen Hause Hundestraße 77 (Struck, I, Abb. 56).

Interessante Gebäude der alten Handelsstadt und von gleicher Formung sind auch die beiden nördlichsten aus der Reihe der beim Holstentor gelegenen Salzspeicher an der Obertrave (Wehrmann, S. 19), erbaut als Lagerplätze für das in den Salinen Lüneburgs gewonnene Salz.

Ein sehr breiter, in sechs Abtreppungen entwickelter Giebel mit großen Fensternischen, Hüxstraße 118 (Metzger, Abb. 89), möge diese Reihe beschließen.

Schmale Gesimse als Trennungsglieder der einzelnen Geschosse verstärken nun noch um ein beträchtliches die Horizontaltendenz der Gebäude Mengstraße 52 (Metzger, Abb. 70) und Große Burgstraße 24 (Struck, I, Abb. 57).

Und zu völligem Uebergewicht wird die Wagerechte gebracht durch die Einführung gebrannter Friese aus der Werkstatt des Statius von Düren. Einen stattlichen Backsteingiebel mit einem Fries zwischen dem Erdgeschoß und dem ersten Stockwerke, sowie zwei Porträtmedaillons hoch oben haben wir in der Fassade des Hauses Depenau 31 (Struck, I, Abb. 69).

„Nur ein einziges, jetzt nicht mehr existierendes Gebäude, das Haus Breite Straße 67 (Struck, I, Abb. 70), welches vermutlich von der Bergenfahrerkompagnie im Jahre 1557 erbaut wurde und dieser bis zum Jahre 1802 als Schütting, als Versammlungshaus diente, besaß eine ganze Anzahl derartiger Friese, die die Giebelgeschosse voneinander trennten. Unter den Ornamenten dieser, beim Abbruch des Hauses dem Museum überwiesenen Terrakotten sind Platten mit spielenden und tanzenden Putten besonders bemerkenswert“ [19]).

Die Terrakotten verbinden sich an Renaissancegebäuden Lübecks vielfach mit einer Wandgliederung durch senkrechte Pfosten aus gedrehten, schnurenartigen sogenannten Taustäben. Dieses eigenartige und reizvolle, aber auch etwas unruhige Schmuckmotiv geht in seiner Entstehung auf die mittelalterliche Technik des Schneidens der Formsteine mit gespanntem Draht zurück [20]) und bildet das Hauptmerkmal der Architektur des reichen Lüneburg.

Aber nicht nur an Fassaden mit Renaissancekompo-

[19]) Struck, I, S. 86.
[20]) Stiehl, Backsteinbauten, S. XXII.

sition, sondern auch an Staffelgiebeln Lübecks finden wir derartige Taustäbe, so in der Fischstraße 15 (Struck, I, Abb. 67) unter den Schultergesimsen und als Umrahmung der tiefprofilierten Fensterleibungen; die einzelnen Giebelgeschosse sind diesmal durch horizontale Bänder aus Haustein markiert.

Wir wären hiermit am Ende unserer Betrachtung des lübeckischen Stufengiebels in seiner Entwicklung durch vier Jahrhunderte angelangt. Die gleichzeitigen Modifikationen dieses Typs durch Ausfüllung der Stufenwinkel mit mannigfaltig geschwungenen Zierstücken, durch auf die Schultern gesetzte rundbogige Abschlüsse, Pyramiden, Figuren u. a. m., sind spezifische Neuerungen des Renaissancestiles.

Der zinnenbekrönte Treppengiebel, sehr beliebt in anderen Städten des Küstengebiets, wie Rostock und Wismar, hat sich in Lübeck durch kein Beispiel erhalten. Wahrscheinlich hat es ihn aber dennoch gegeben, wenigstens zeigt der bereits erwähnte, allerdings ziemlich unzuverlässige Holzschnitt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts verschiedene Beispiele dafür.

Der Pfeilergiebel ist in Lübeck, das gleich Rostock den Blendengiebel bevorzugte, nur durch die Giebel des Holstentores vertreten. Alle drei Stadttore waren in dreifacher Anlage hergestellt. Erhalten sind allein das innere Burg- und das mittlere Holstentor. Letzteres, ein monumentaler Ziegelbau, wurde in den Jahren 1466 bis 78 von dem Stadtbaumeister Heinrich Helmstede erbaut. Zwei mächtige Rundtürme flankieren den schmalen Zwischenbau mit halbrunder

Durchfahrt. Zwischen den hohen Kegeldächern der Türme, welche an der Stadtseite (Metzger, Abb. 11) bündig mit dem Zwischenbau angeordnet sind, an der Feldseite (Metzger, Abb. 10) energisch vortreten, erhebt sich ein Satteldach. Die wundervoll durch Blendenreihen und plastische Friese gegliederte Fassade der Innenseite wird von einem Dreiecksgiebel bekrönt, vor den drei spitzhelmige Türmchen gelagert sind. Dem äußeren, mit Staffeln versehenen Blendengiebel des Satteldaches sind flache Viereckspfeiler vorgelegt. Die drei mittelsten Joche sind oben von runden „Windlöchern" durchbrochen.

Der repräsentative Charakter und die Möglichkeit, ein unregelmäßiges Baukonglomerat einheitlich und monumental zusammenzufassen und zu verdecken, machte die Giebelform der Schild- oder Hochwände ganz besonders beliebt zum Schmuck des vornehmsten städtischen Gebäudes, des Rathauses. Am Lübecker Rathause treffen wir gleich vier Vertreter besagten Systems an.

Der älteste Teil dieses großartigsten Zeugen mittelalterlichen Bürgerstolzes und Wohlstandes ist der zwischen Markt und Marienkirche gelegene Bau, ursprünglich aus zwei durch einen 10 m breiten Hof getrennten Parallelhäusern, Bürger- und Kaufhaus, bestehend. Ein Rest vom Giebel des Bürgerhauses mit aufsteigendem romanischen Rundbogenfries ist noch in der Ostecke sichtbar (Wehrmann, S. 35). Schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts reichte aber die ganze Anlage nicht mehr aus. Man zog deshalb

den Hof in enge Verbindung mit dem Uebrigen, indem man ihn teilweise überbaute und durch eine die ganze Anlage überragende Mauer vom Markte abschloß. Den westlichen Teil dieser Schildwand gliederte man durch wenige mächtige Blendmotive und zwei große Windlöcher. Ein Fries aus Formsteinen zieht sich unter dem oberen, schräg abgepflasterten Rande hin. Die drei schlanken Türmchen, von denen das mittlere die eine der Spitzbogenblenden durchschneidet, wurden erst 1435, der Renaissancevorbau aus Gotländer Sandstein an Stelle der ehemaligen gotischen Laube im Jahre 1570 errichtet.

Um 1360 fügte man nach Norden hin einen etwa 14 m langen Erweiterungsbau an und verkleidete auch diesen mit einer reich gegliederten Schmuckwand von unerhörter Großartigkeit und festlichem Aussehen (Wehrmann, S. 34), die indessen in ihrem jetzigen Zustand einen völligen Neubau der Jahre 1887 bis 1889 darstellt. Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts mußte wegen gefahrdrohender Baufälligkeit das ganze obere Drittel der Fassade abgetragen werden. Die Verfallserscheinungen machten dann in der Folgezeit immer weitere Fortschritte, so daß man sich schließlich zum völligen Abbruch und anschließenden Wiederaufbau dieses Meisterwerkes mittelalterlicher Profanarchitektur entschloß. Man muß hierbei sehr gewissenhaft verfahren sein, denn die eingehenden Untersuchungen von Hugo Rahtgens[21]) lassen trotz verhältnismäßig spärlicher Belege den Schluß zu, daß der Neubau als eine

[21]) Rahtgens, S. 73ff.

in allem Wesentlichen historisch richtige Rekonstruktion angesehen werden darf. An der über und über mit grünschillernden Glasurziegeln bedeckten Schauwand fallen zunächst die vier schlanken Türmchen mit spitzen Helmen auf, durch welche die Dreiteiligkeit des dahinter gelegenen Gebäudes zum Ausdruck gebracht wird. Eine reizvolle Asymmetrie in der Blendengliederung der so entstandenen Joche, links drei, in der Mitte und rechts vier Felder, fällt kaum als störend auf. Am oberen horizontalen Rande zieht sich wie auf der Marktseite ein breiter Formsteinfries hin. Das Zickzackmuster dieses Frieses ist die Vergrößerung eines solchen am Burgtor und eine freie Zutat der Wiederherstellung. Auch die mit Gitterwerk gefüllten Kreisblenden über den Fenstern des Obergeschosses und die Wappenschilde über den gekuppelten Nischen der Spitzbogenblenden des nächsten Stockwerks fehlten an der mittelalterlichen Fassade. „In den Nischen befanden sich noch bis zum Abbruch in Oelfarbe auf Kupferplatten und Goldgrund gemalte Figuren, die wohl erst am Ende des Mittelalters oder noch später auf den ursprünglichen Putzflächen angebracht und schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts nur noch schwer zu erkennen waren. Nur soviel ließ sich vor dem Abbruch ermitteln, daß Ritter, Bischöfe, Kurfürsten und Kaiser dargestellt waren. An ihrer Stelle sind die jetzigen Figuren 1889 vom Maler v. Lütgendorff-Leinburg ausgeführt“ [22]).

Wohl noch vor 1400 wurde das Hauptgebäude auf

[22]) Rahtgens, S. 74.

der östlichen Seite des Marktes durch einen rechteckig anstoßenden Flügel erweitert. Dieses „lange Haus", ehemals auch „dat dantzelhus" benannt, also zur Veranstaltung von Festlichkeiten dienend, wurde 1442—44 nochmals durch einen ähnlichen Bau mit unten offenen Hallen verlängert. Der Bedachung des ersten Abschnitts gab man die Form eines Satteldaches, der des letzteren die zweier Querdächer, welche man, in ähnlicher Weise wie bei den Hofabschlußwänden des alten Hauses, durch mit Blend- und Maßwerk, Windlöchern und spitzen Pfeilertürmchen hübsch gegliederte Ziegelmauern dem Anblick entzog, und zwar sowohl auf der Marktseite (Wehrmann, S. 34), als auch auf der nach der Breiten Straße weisenden Front (Stiehl, Backsteinbauten, S. 58).

Dieses Schildmauersystem muß überhaupt in Lübeck recht beliebt gewesen sein, wie uns ein Blick auf den schon mehrfach erwähnten Holzschnitt des 16. Jahrhunderts lehrt. Hochwände mit Türmchenschmuck finden wir an drei ziemlich genau zu bestimmenden Stellen: einmal auf der Ostseite der Breiten Straße unweit der Johannisstraße, zum anderen auf dem Pferdemarkt bezw. der Parade neben dem Dachreiter der Aegidienkirche und drittens östlich der Petrikirche, wohl in der Sandstraße. In dem erläuternden Text zu der neuerlichen Nachbildung des Geffckenschen Schnittes (Lübeck 1906) glaubte Dr. Friedrich Bruns den letzteren Giebel als die Fassade des Hauses Sandstraße 21 ansprechen zu dürfen, welches noch bis zum Jahre 1867 den Namen „Zu den fünf Türmen" führte.

Bei einer noch größeren Anzahl von Bauwerken sehen wir den horizontalen Schluß der Schauwand von einem Zinnenkranze bekrönt, z. B. an der Westseite der Königstraße, zwischen Fleischhauer- und Hüxstraße, sowie an der Westseite der Großen Burgstraße [23]).

[23]) Struck, I, S. 14f.

ROSTOCK.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Burmeister, Werner: Mecklenburg (in „Deutsche Lande, deutsche Kunst", hrsg. von Burkhard Meier). Berlin 1926.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nordostdeutschland. Berlin 1926.

Dehn, Gustav: Das Rathaus zu Rostock. Rostock 1926.

Derselbe: Der gotische Giebel mit Fayenceverzierung zu Rostock (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Bd. XV.). Rostock 1927.

Dragendorff, Ernst: Vicke Schorlers Darstellung der Stadt Rostock (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Bd. IV, Heft 1). Rostock 1904.

Hauttmann, Max: Das Rostocker Stadtbild. Rostock 1923.

Koppmann, Karl: Die Gebäude des Rathauses und die Räumlichkeiten des Ratsweinkellers (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Bd. II, H. 4). Rostock 1899.

Krause, Ludwig: Zur Rostocker Topographie (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Bd. XIII). Rostock 1925.

Lisch, C. C. F.: Mecklenburg in Bildern. Rostock 1842—1845.

Lorenz, Adolf Friedrich: Die alte bürgerliche Baukunst in Rostock. Rostock 1914.

Derselbe: Die Universitätsgebäude zu Rostock und ihre Geschichte. Rostock 1919.

Müller, Jenny: Die mecklenburgischen Stadttore. (Diss.). Rostock 1923.

Rogge, Theodor: Rostocks Profanbauten im Mittelalter (Zeitschrift für bildende Kunst, XXII. Jhrg., 1887).

Schlie, Friedrich: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Bd. I, Schwerin 1898.

Wie die meisten Städte der norddeutschen Tiefebene verdankt auch Rostock seinen Ursprung der großen kolonisatorischen Bewegung des 12. und 13. Jahrhunderts. Das Land, das bis dahin von slawischen oder wendischen Stämmen besiedelt war, wurde in jenem Zeitraum von deutschen Kolonisten aus den Gebieten westlich der Elbe überschwemmt, und als Wahrzeichen der neuen Herren, ihrer Kultur und ihrer Tatkraft entstanden die Städte.

Der Name Rostock ist wendischer Herkunft und bedeutet „Ort an der Flußverbreiterung", hier der Warnow. Die deutschen Ansiedler, die sich zunächst auf dem Hügel des heutigen Alten Marktes niederließen und daselbst um 1190 eine Stadtburg mit Wall und Graben anlegten, übernahmen diesen Namen von einem wendischen Orte in der gegenüber liegenden Niederung des rechten Warnowufers. Die ersten Ansiedler waren zumeist Handwerker, zum Teil auch wohl Landleute, während die Wenden, welche das außerhalb der Mauern gelegene sumpfige Bruchland bewohnten, mehr Jäger, Fischer und Krieger waren. Bald schon kam weiterer Zuzug aus der alten Heimat; außer dem Petrikirchensprengel entstand der Nikolaisprengel.

Allmählich lockte die ideale Lage der Stadt für Schiffahrt und Handel auch Kaufleute und vermögende Handelsherren an, und binnen kurzem erwuchs neben der ersten Niederlassung eine zweite, schließlich eine dritte, die Mittel- und Neustadt mit Marien- und Jakobikirche. Jede Stadt hatte außer ihrer Pfarrkirche ihren geräumigen Marktplatz und ihr Rathaus; nur das der Mittelstadt auf dem heutigen Neuen Markt hat sich erhalten und blickt in seinem ältesten Kern auf das ehrwürdige Alter von ca. 700 Jahren zurück. Im Jahre 1218 erhielt Rostock vom Landesherren, dem Obotritenfürsten Heinrich Borwin, Zollfreiheit und lübisches Stadtrecht. Man nimmt an, daß sich die betr. Urkunde nur auf die Altstadt bezog, da die Mittelstadt damals wohl erst im Entstehen begriffen war; aber bereits 1262-65 wurden alle drei Städte zu gemeinsamer Verwaltung vereinigt. Sitz dieses Gesamtregiments wurde das Rathaus der Mittelstadt [1]).

Nur verschwindend geringe Reste des romanischen bezw. des Uebergangsstils haben sich im Rostocker Profanbau erhalten; denn als man mit wachsendem Wohlstande des Bürgertums zu massiverer Bauweise überging, stand der gotische Stil bereits in vollster Blüte. Was heute davon noch vorhanden ist, ist nur ein verschwindender Rest; Brände, Baufälligkeit, verkehrstechnische Rücksichten und nicht zuletzt der Unverstand späterer Jahrhunderte haben vieles vernichtet. Doch selbst dieser geringe Rest vermag uns noch die

---

[1]) Dehn, 1926, S. 5ff.; Hauttmann, S. 1f.

höchste Achtung vor dem einheitlichen Formgefühl des Rostocker Bürgertums im Mittelalter abzuzwingen. Ein wie glanzvolles Architekturbild die Straßen damals geboten haben müssen, erkennt man aus der allerdings sehr unbeholfenen, kindlich naiven Zeichnung Vicke Schorlers, die zu den eigenartigsten Schätzen des Rostocker Ratsarchivs gehört und in den Jahren 1578—86 entstanden ist.

Obgleich sie in der Ueberschrift als „Wahrhaftige Abcontrafactur der hochloblichen und weitberumten alten See- und Hanse-Stadt Rostock, Heubtstadt im Lande zu Meckelnburgk", bezeichnet ist, hat sich der Verfertiger nicht nur auf diese Stadt beschränkt, sondern auch verschiedene Nachbarorte berücksichtigt. Einige Schwierigkeiten in der Benutzung der Abbildung ergeben sich durch die ganz eigentümliche Darstellungsweise Vicke Schorlers. So läßt er auf der etwa 18 m langen und 60 cm hohen, aus über 100 Blättern zusammengeklebten Papierrolle den größten Teil seiner Gebäude ganz einfach in zwei langen Reihen aufmarschieren, der Rest dagegen kann als Abbildung aus der Vogelperspektive bezeichnet werden, so u. a. die drei Märkte Rostocks. Ferner sind die meisten Häuser, soweit wir das beurteilen können, merkwürdigerweise im Spiegelbilde und sämtliche Spitzbögen mit dem Zirkel rund gezeichnet. Von einigen Bauten, z. B. dem Kröpeliner Tore, sind ohne Rücksicht auf die Perspektive außer der Fassade auch die beiden Seitenfronten, gleichsam auseinandergeklappt, sichtbar; und endlich sind etliche durchweg schematisch ausgeführte zweifelsohne nur eingeschoben, um die beiden Reihen gleich lang

zu machen. Namentlich in der unteren Reihe, welche den von Schiffen belebten Warnowstrom und die Straßen und Landungsbrücken des Strandes wiedergibt. Eine ganze Anzahl Häuser hingegen ist mit soviel Liebe und Sorgfalt dargestellt, daß man wohl annehmen darf, daß sie nicht nur der Phantasie des Zeichners entsprungen sind, was wir an einigen bis heute erhaltenen Beispielen sogar nachzuprüfen vermögen [2]). Die Abbildung zeigt aber noch etwas anderes sehr schön, nämlich die Bevorzugung des Giebelhauses beim mittelalterlichen Wohnbau, wie anderorts, so auch hier in Rostock. Wie ungewöhnlich ein Querhausbau (dwerhus) war, geht auch daraus hervor, daß in den Urkunden stets darauf hingewiesen wird. Die Frontbreite der Giebelhäuser überschritt selten 8—10 m, d. h. sie war so groß, wie man noch bequem Balken beschaffen konnte, die von einer Seitenwand zur anderen in einem Stück reichten. Vielfach führte man die einzelnen Grundstücke wahrscheinlich mit kleinen Zwischengängen, sogenannten „Tüschen" auf, wie man sie jetzt noch in Warnemünde und anderen Orten Mecklenburgs finden kann; einmal wegen des Tropfenfalls und dann auch als Durchgang für das Vieh von der Straße zum hinteren Hofe [3]).

Mit reicherem Schmuck war in der Regel nur die hochaufragende Giebelwand bedacht, nebensächlicher behandelt wurde das Erdgeschoß. Vielleicht auch aus ästhetischen Gründen; denn durch diese betonte Einfachheit er-

[2]) Dragendorff, S. 31 ff.
[3]) Dehn, 1926, S. 38.

hielt es ein sehr massives, standfestes Gepräge. In der Regel wurde es, wie noch aus einigen Beispielen, sowie auch aus der Zeichnung Vicke Schorlers ersichtlich, nur durch drei spitzbogige Blenden gegliedert, in deren mittelster sich die Haustür befand, während die seitlichen die Fenster trugen. Die sehr häufig anzutreffenden erkerartigen Vorbauten, die Utluchten, zu einer oder beiden Seiten der Türe sind, wo sie sich bei älteren Häusern finden, wohl erst Zutat der Renaissancezeit.

Die einfachste Form der Giebelgestaltung, der schlichte, in der Regel bündig mit den Dachschrägen abschließende Dreiecksgiebel, stellt in Rostock einen namentlich bei den einfacher behandelten Hinterfronten häufig vorkommenden und lange beibehaltenen Typ dar, im Gegensatz zu Lübeck, wo der Stufengiebel bis in die ältesten Zeiten vorgeherrscht haben wird.

Eine gewaltige Giebelwand dieser Art finden wir noch heute in dem Westabschluß des ehemaligen, dem Erzengel Michael geweihten Fraterhauses der Brüder zum gemeinsamen Leben (Lorenz, 1914, Abb. 22). Fünf rundbogig geschlossene Lukenreihen bilden den einzigen Schmuck der gerade durch ihre Schlichtheit so monumental wirkenden Fassade. Interessant ist das in den Jahren 1480—88 errichtete Gebäude noch durch seine Anordnung als Wohn- und Arbeitshaus mit in gleicher Breite nach Osten anschließender Kirche. Ein einziges hohes und langgestrecktes Satteldach bildet die obere Deckung. Später diente der Bau lange Jahre hindurch der Stadt als Schule, Zeughaus und Wollmagazin. Der schlanke, im

Halbrund an der Nordecke hervortretende Stiegenturm dürfte erst aus jener Zeit der Verwendung als Zeughaus stammen.

Das besonders beim Stufengiebel beliebte Gliederungsmotiv der senkrecht aufstrebenden Blenden findet sich in Rostock auch bei Giebeln mit einfacher Dachschräge, und zwar in sehr hübscher, eleganter Gestalt an einem auf der Südseite des einstigen Zisterzienser-Nonnenklosters zum heiligen Kreuz belegenen Gebäude. Die Westfront des wohl aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammenden Hauses (Schlie, I, S. 262) — das Kloster wurde nach 1270 gegründet [4]) — ist durch drei schlanke Spitzbogenblenden mit wiederum dreifacher Blendenunterteilung gegliedert. Der Mauergrund ist, wie üblich, weiß verputzt und kontrastiert auf diese Weise lebhaft mit dem Rot der Ziegel. Formsteine sind nicht verwendet, alle Profile entwickeln sich aus dem einfachen Mauerstein, trotzdem gewährt dieses kleine Werk einen vornehmen künstlerischen Eindruck. In gleicher Weise ist die Ostseite gestaltet.

Eine Bereicherung des Dreiecksgiebels durch einen aus drei kleinen Staffeln mit vertieftem Mittelfelde bestehenden Firstaufsatz begegnet uns in Rostock so auffallend häufig, daß sie für diese Stadt geradezu als typisch angesehen werden kann. Erhalten blieb diese Form in erster Linie bei Hintergiebeln, die am längsten späteren Umbaugelüsten Trotz geboten haben. Mancher

[4]) Schlie, I, S. 177.

schöne Rest mittelalterlicher Baukunst hat sich so noch erhalten an Häusern, die an der Straßenseite bereits mehr oder weniger üble moderne Fassaden zeigen, leider häufig übertüncht und in dunklen Höfen versteckt.

Am Hopfenmarkt finden wir ganz dicht beieinander gleich drei Beispiele unseres Typs an den Hintergiebeln der Häuser 7, 8 und 10 (Lorenz, 1914, Abb. 93).

An der Viergelindenbrücke 1 (Lorenz, 1914, Abb. 43) zeigt ein reizendes Kleinbürgerhaus die gleiche Giebelgestaltung. Sehr hübsch ist hier die Anordnung der Maueröffnungen durchgeführt. Ein offenes flachbogiges Lukenpaar im ersten Giebelgeschoß wird dreiecksförmig umrahmt von Blendlukenpaaren — je eines zu beiden Seiten und ein drittes in der Mitte des nächsten Geschosses. Ganz zuoberst unter dem First sitzen schließlich noch zwei kleine viereckige Fensterchen, durch welche die Symmetrieachse der Dreiecksgruppe in die Giebelspitze überleitet.

Dasselbe Umrißmotiv, aber dazu Gliederung der dreieckigen Mauerfläche durch horizontale Friese oder Gesimse zwischen den Lukenreihen, weist eine Gruppe von Häusern auf, die wohl meist erst aus einer Zeit stammen, wo das gotische Gefühl für vertikale Teilungen durch den Horizontalismus der im 16. Jahrhundert eindringenden Renaissance abgelöst wurde.

Im Hofe des Hauses Beim Schwibbogen 6 (Schlie, I, S. 262) stand bis vor einigen Jahren noch ein interessanter Giebel, bei dem die wagerechte Teilung durch drei Reihen des sogenannten Zacken- oder

Treppenfrieses mit verputztem Grunde erfolgt war. Dieses Schmuckmotiv leitet seinen Ursprung wahrscheinlich von dem gotischen Kleeblattbogenfries her, den es im Sinne äußerster Vereinfachung in die Technik des Backsteinbaues übersetzt hat. Das Kompositionsschema dieses Giebels hatte sehr viel Aehnlichkeit mit dem der Hinterfront der Lübecker Löwenapotheke (Struck, I, Abb. 2), es wirkte nur viel kleingliedriger durch das Fehlen der großen, die gekuppelten Oeffnungen jeweils zu einer Einheit zusammenfassenden Rundbogenrahmen. Ueberdies war das Dreieckssystem hier noch bereichert durch ein drittes, äußerstes Dreieck, das von kleinen Einzelluken bezw. Blendluken gebildet wurde und durch die Rostocker Firstendigung seine „Ueberhöhung" erhielt. Im übrigen waren die durchbrochenen und verblendeten Lukenpaare genau wie in Lübeck auf die Mauerfläche verteilt. Selbst die trennenden Friese zwischen den einzelnen Geschossen fanden sich hier wie dort, nur war an Stelle der Stromschichten der oben genannte Zackenfries getreten. Die Uebereinstimmung beider Kompositionssysteme ist so auffallend, daß ich eine Beeinflussung des Rostocker Giebels durch den der Löwenapotheke nicht für ausgeschlossen halte.

Der Hintergiebel Wokrenterstraße 41 (Lorenz, 1914, Abb. 78) zeigt außer dem Treppenfries zur Seite des obersten Lukenpaares das im Backsteinbau sehr beliebte Schmuckmotiv der Stromschichten, und zwar in fünf kurzen Reihen zu flächigen Gruppen zusammengesetzt. Das im Blendengrunde der Firststaffeln befindliche, aus vorgekragten Ziegeln gebildete

Kreuz war gleicherweise eine gern verwendete Zierform, auch in umgekehrtem Sinne als Einblendung und oft zu ganzen Friesen aneinandergereiht (vgl. Lübeck, ehemaliger Giebel der Gr. Burgstr., Struck, I, Abb. 11).

Wagerechte schmale Gesimse und vertiefte Bänder mit verputztem Grunde, sowie kreisförmige Einblendungen, ein für Lübeck besonders charakteristisches Motiv, beleben außer den Stromschichtengruppen die beiden Giebel auf dem noch ganz mittelalterlich anmutenden, überaus malerischen Hofe der Hirschapotheke, Bei der Marienkirche 18 (Lorenz, 1914, Abb. 80).

An dem seitlichen Giebel des Hauses Blücherstraße 11 (Lorenz, 1914, Abb. 81) sind zwei übereinanderliegende Stromschichten als Trennungsfriese verwandt.

Ein Rundstabgesims trennt bei dem Häuschen in der Badstüberstraße 36 (Lorenz, 1914, Abb. 70) den Unterbau von den Bodengeschossen und umrahmt die horizontalen Friese, welche die Dachgeschosse voneinander scheiden. Die Friese werden diesmal abweichend von der Gewohnheit durch zahnschnittförmig vermauerte Rollschichten, d. h. Schichten von lauter hochkant gestellten Bindern, gebildet.

Noch zahlreicher als der vorgenannte Typ ist der Stufen- oder Treppengiebel in Rostock vertreten, bei dem die Dachschräge in ihrer ganzen Länge von Staffeln begleitet wird, und infolgedessen von außen nicht mehr erkennbar ist, eine Umrißform, die sich wie in Lübeck, so auch hier bis weit in die Renaissancezeit erhalten hat. Der frühesten Form des Rostocker

Treppengiebels liegt folgendes System zugrunde: über der abgeschrägten Sohlbank erheben sich die spitzbogig geschlossenen Blenden, jeweils in ihrer Höhe der Staffelung folgend und in sich die geschoßweise angeordneten, meist gepaarten Maueröffnungen aufnehmend. Die Luken sind bei den mir in Rostock bekannten Gebäuden stets rund- oder flachbogig abgedeckt. Vielleicht kann man daraus auf eine ziemlich spät anzusetzende Datierung der betr. Giebel schließen, im Verhältnis zu Lübeck, wo die frühen Beispiele auch in den Lukenpaaren spitzbogigen Schluß aufweisen. Leider sind nur noch zwei Gebäude dieser ersten Gruppe vorhanden.

Zunächst das Haus Am Wendländer Schilde 5 (Lorenz, 1914, Abb. 63) mit hochaufragendem, siebenteiligem Giebel. Die Blenden links und rechts außen sind bloß halb so breit als die übrigen, konnten infolgedessen auch nur einzelne Luken aufnehmen. Alle anderen sind paarweise in den Blendengrund eingeschnitten und derart auf die Bodengeschosse verteilt, daß in jeder Reihe die Randblenden von Lichtöffnungen freibleiben. Durch diese staffelförmige Anordnung wird eine sehr klare Wiederholung des Umrißmotivs bewirkt. Ueber dem obersten Lukenpaare der Mittelachse sitzt noch ein kleines Rundfenster. Die Leibungen der Blenden sind schräg abgefast, die seitlichen Stufenränder abgerundet, die Giebelschultern dagegen ganz glatt geblieben und lediglich zum Schutz gegen Witterungseinflüsse mit Dachziegeln abgedeckt. Die sonst meist nur zu beiden Seiten des Eingangs angeordneten Utluchten sind hier durch ein die Haustüre überbrückendes

zweites Geschoß zu einem geschlossenen Ganzen zusammengefaßt. Daß es sich dabei um einen späteren Vorbau handelt, wird in diesem Falle sehr deutlich, weil durch das Pultdach ein Stück des untersten Giebelgeschosses abgeschnitten wird. Die auffallend späte Jahreszahl 1594 in den schmiedeeisernen Mauerankern dieses im allgemeinen noch ganz gotischen Giebels halte ich ebenfalls für eine spätere Zutat — vielleicht das Datum der Utluchten und einer gleichzeitigen Renovierung —, kaum für das Erbauungsjahr des Hauses.

Der 1895 durch Feuer zerstörte fünffeldrige Giebel Nr. 10 derselben Straße (Lorenz, 1914, Abb. 61, rechts) wies einen wesentlichen Unterschied in der Einordnung der Luken auf. Bei dem Bedürfnis nach möglichst viel Licht und Luft in den Speicherräumen hatte man auf die Gruppierung von stets paarweise vereinten Luken verzichtet und am Innenrande des obersten Stocks jeder Blende noch eine Einzelluke angebracht — für zwei fehlte der Raum, da dahinter bereits das schräge Dach ansetzte. Bei diesem Kompositionsschema, das in Rostock das meistangewandte ist, verkürzen sich die Reihen der Maueröffnungen mit zunehmender Höhe ebenfalls stufenförmig, aber immer nur auf jeder Seite um eine Lukenbreite. Hierdurch wird das Schwerlagernde der Giebelschultern etwas abgeschwächt zugunsten eines lebhafteren und lustigeren Emporklimmens. Im übrigen finden sich an dieser Fassade keine weiteren wesentlichen Unterschiede von der vorigen. Zu bemerken wäre noch, daß die Lübecker Baumeister bei ähnlicher Anordnung stets neben die

wirkliche Luke eine verblendete gesetzt haben, d. h. die Kuppelung wurde immer konsequent durchgeführt. Auch so große leere Blendflächen wie bei dem Giebel Am Wendländerschilde 5 waren anderwärts viel seltener; wollte oder konnte man keine Lichtöffnungen mehr anbringen, so setzte man an deren Stelle meistens Blendluken, entsprechend der übrigen Gliederung einzeln oder zu zweien.

Das zweite noch vorhandene Beispiel unseres Typs befindet sich in der Wokrenterstraße 40 (Lorenz, 1914, Abb. 60), ein kleiner, aber vorzüglich erhaltener Giebel in einfachster Ausbildung.

Sehr munter belebt war die Giebelfassade Hopfenmarkt 22 (Lorenz, 1914, Abb. 62, links), besonders durch die vielen kreisrunden Einblendungen über den Trennungspfeilerchen der Lukenpaare und an den Stufenrändern, sowie die Erhöhung der Farbigkeit der Mauerfläche durch Wechselschichten aus glasierten und unglasierten Steinen. Sechs Dachbodengeschosse, von denen zwei noch innerhalb der Ringmauern lagen, dienten als Lagerraum, wahrscheinlich für Hopfen, worauf der Name der Straße hinweist. Die Gruppierung der Luken war dieselbe wie Am Wendländer Schilde 10.

Einen etwas herberen Charakter, da ganz schmucklos und mit sehr großen Leerflächen im Blendensystem, trug der Giebel Hopfenmarkt 16, Ecke Breite Straße (Lorenz, 1914, Abb. 39).

Nichts Neues bietet der gleichfalls verschwundene schlichte Giebel des Hauses Hopfenmarkt 20 (Lorenz, 1914, Abb. 68). Gerahmte und verglaste Fenster

innerhalb der Blenden waren selbstverständlich späterer Ersatz für die mit hölzernen Schlagläden versehenen Luken.

Eine Modifikation des bisherigen Stufengiebels ergab sich dadurch, daß die Füllmauern der großen Spitzbogenblenden nochmals durch zwei schmale rundbogige untergeteilt wurden. Der vom Giebelfuße senkrecht emporgeführte Mittelpfosten schied gleichzeitig die Lukenpaare voneinander. Diese Art der Gliederung ist, soweit wir sahen, in Lübeck niemals anzutreffen.

Der sonst recht gut erhaltene Giebel besagten Typs Große Wasserstraße 4 (Lorentz, 1914, Abb. 53) ist heute leider mit einer unangenehm grünlich gefärbten Kalktünche übermalt. Auch hier begegnen wir, wie bei den Beispielen ohne Blendenteilung, einer Bereicherung der dekorativen Gliederung durch seitliche Weglassung je einer Luke, aber diesmal in jedem Geschoß. Diese motivische Begleitung eines inneren, aus durchbrochenen Luken bestehenden Dreiecks durch ein äußeres, von Leerflächen gebildetes ist sogar ganz konsequent bis in die Spitze durchgeführt: die Unterteilung des Mittelfeldes endigt im Gegensatz zu den seitlichen nicht auf gleicher Höhe mit dem obersten Lukenpaare, sondern dieses ist etwas niedriger gehalten, um noch Raum zu lassen für zwei kleine leere Felder, über denen dann erst die Blendenhälften ihren rundbogigen Abschluß finden. Diese Dreiecksmotive werden überhöht vom Gegenspiel der vertikalen Blendenunterteilungen. Eingetiefte, am Rande sich hinziehende Bänder ergeben eine wirkungsvolle Wiederholung des Treppenmotivs.

Noch ganz mittelalterliches Gepräge hatte eine leider verschwundene, prächtige Häusergruppe An der Grube (Hauttmann, Tafel 2), von der das stattlichste zur Linken den geteilten Blendengiebel trug, während die beiden anderen die Rostocker Firstendigung über gerader Dachschräge aufwiesen.

Geradfeldrige Giebel sind in Rostock nicht mehr erhalten und waren aus praktischen Gründen wohl auch selten, da die mittelste Schulter sehr weit über das Dach ragte, also starkem Winddruck eine zu wenig gefestigte große Angriffsfläche darbot.

Ein solcher, an und für sich recht imposanter Giebel mit vier geteilten Blenden befand sich in der Wokrenterstraße 30 (Lorenz, 1914, Abb. 64). Die außergewöhnliche Höhe bei nur geringer Breite wurde erreicht durch Hinunterziehen der Giebelfront weit unter die Dachbalkenlage. Die Traufkante lag erst am Fuße des vierten Bodengeschosses. Das von den Lukenreihen gebildete Dreieck baute sich bei diesem und dem vorigen Stufengiebel wieder in der bei dem Hause Am Wendländer Schilde 10 (Lorenz, 1914, Abb. 61, rechts) beschriebenen und am häufigsten anzutreffenden Weise auf; es stellte in der Wokrenterstraße ein bewußtes Kontrastmotiv zu der Rechtwinkligkeit des Giebelumrisses dar, die sich in den mit ihren Endigungen teilweise sehr hoch über die obersten Luken jedes Feldes hinausragenden Blendenhälften nochmals wiederholte.

Bei dem Hause Hinter dem Rathause 8, Ecke Große Wasserstraße (Dehn, 1927, Abb. 9), das heute

in seinen Räumen das Standesamt und Ratsarchiv beherbergt, ist die Staffelung, sowie die Anordnung der Blenden die übliche; die Lukenreihen dagegen zeigen hier einmal wieder die seltenere paarweise Verkürzung und gleichzeitig die oben genannte Verschiebung der Blendenendigungen über die äußersten Lukenpaare jedes Geschosses hinaus — in der untersten Reihe bis zu halber, in der zweiten bis zu dreiviertel Höhe des nächstfolgenden Stockwerks. Sehr deutlich wird hierdurch ein sich immer mehr beschleunigendes Steigen der Komposition ausgedrückt. Die von der Stadt in dankenswerter Weise sorgsam und sachgemäß restaurierte Fassade — der Unterbau war verputzt — ist ungewöhnlich reich mit vielfarbigen Reliefkacheln geschmückt. Hoch oben im Bogenzwickel des mittelsten der sieben Felder steht eine Kreuzigungsgruppe. Um die fünf inneren Blenden zieht sich, den Staffeln folgend, ein Fries von rechteckigen Kacheln, der in den steigenden Streifen jeweils zuoberst eine in Renaissancetracht gekleidete Frau mit einem Spiegel, im übrigen reiche Laubarabesken, Ranken und Figurengruppen enthält. In den runden Einblendungen über den Halbierungspfeilern der Blenden, unter dem Stichbogenschluß der drei Doppelfenster des Obergeschosses, sowie neben diesen sind Medaillons mit dem Profilbrustbild eines bärtigen Kriegers in elffacher Wiederholung eingelegt. Ein Relieffries zieht sich schließlich noch unter der Sohlbank des Giebels hin. Die senkrechten Stäbe sind aus schnurenförmig gedrehten „Tausteinen“ hergestellt. Das gesamte Mauerwerk schließlich besteht aus Wechselschichten.

Wegen der Datierung des Gebäudes gehen die Meinungen sehr auseinander, da seine spätgotischen Formen in starkem Widerspruch stehen zu dem schon ganz renaissancistischen Reliefschmuck. Auch die angewandte Technik, die undurchsichtige, vielfarbige Zinnglasur oder Fayence, weist auf die Zeit um 1550 hin; vorher verwendete man ausschließlich die glasig durchscheinende Bleiglasur [5]). Laut urkundlicher Nachrichten gehörte das Grundstück einem Bürgermeister Barthold Kerkhof, gestorben 1499. Ein zweiter Bürgermeister gleichen Namens starb dagegen erst im Jahre 1555. Schlie und Lorenz nehmen deshalb an, daß man den letzteren als Urheber des Baues ansehen müsse, da die gotische Giebelform an sich kein Hindernis hierfür sei. Ich dagegen möchte eher der in neuester Zeit von Dehn vertretenen Ansicht zustimmen, welche besagt, daß die Erbauung schon um 1470 anzusetzen ist und die Fayencen nachträglich hinzugefügt worden sind. Vertiefte Bänder an den Rändern der Stufen, sowie runde Einblendungen zur Belebung der Mauermasse finden sich ja auch an anderen Häusern ohne jeglichen Reliefschmuck. Dies könnte allerdings auch von ehemaliger, aber verlorengegangener ähnlicher Dekoration zeugen, was natürlich bei dem einen oder anderen Giebel nicht ausgeschlossen ist. Dennoch halte ich mit Dehn die leeren Einblendungen beim Standesamt für das primäre Schmuckmotiv. Hierfür spricht vor allem, „daß die Tiefe der Mauernischen wohl zu groß gewesen war; man hatte

[5]) Dehn, 1927, S. 75.

sie deshalb mit flacher Dachsteinschicht aufgefuttert, um die Kacheln nicht zu tief in die Nischen einsenken zu müssen“ [6]). Die Anbringung der Renaissancekacheln war also kaum von Anfang an beabsichtigt. Als dann die farbigen Terrakotten als Fassadenzier Mode wurden, fand man gleich einen geeigneten Platz, sie unterzubringen.

Bei Betrachtung der Stufengiebel Rostocks muß auch eines Tores gedacht werden, des Kröpeliner Tores (Lorenz, 1914, Abb. 3). Die alte Stadt zählte ehedem vierzehn Tore, die zum größten Teile schon im 13. Jahrhundert erwähnt werden und heute bis auf vier zerstört sind. Das 55 m hohe Kröpeliner Tor im Westen der Stadt, in den Urkunden „valva Cropelyn“ genannt, gehört zu den stolzesten Bauten Rostocks. Auf quadratischer Grundfläche aufsteigend, wird es von zwei sich kreuzenden Satteldächern gedeckt, über deren Mitte ein schlanker achteckiger Dachreiter lustig ausklingend emporstrebt. Die Bedachung wird nach allen vier Himmelsrichtungen durch einen dreistufigen Treppengiebel abgeschlossen. Ein Fries aus glasierten Formsteinen zur Verstärkung des nur aus einer Wassernase bestehenden Gesimses zieht sich unter den Giebeln hin, von denen jeweils die gegenüberliegenden gleichen Blendenschmuck tragen. An der Stadt- und Feldseite zeigen die Giebel sechs spitzbogige Doppelblenden, die in der mittelsten Stufe Raum lassen für eine riesige Kreisblende. In den Giebeln der Nord- und Südseite da-

[6]) Dehn, 1927, S. 79.

gegen steigt die Zahl der unter den Staffeln befindlichen Blenden von eins seitlich auf drei in der Mitte; Rundblenden schmücken außerdem die drei Mittelfelder. Der Mauergrund der Friese und Blenden ist weiß verputzt. Die Bauzeit des Tores erstreckte sich durch mehrere Perioden, deutlich erkennbar sowohl durch die verschiedene Färbung der Backsteine, als auch durch die unterschiedliche Formgebung. Zum ersten Male im Jahre 1280 genannt, wird es damals ein niedrigerer Bau gewesen sein, in Höhe des tiefroten Materials. Auf diesen unteren Kern werden dann wohl erst um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert die restlichen Geschosse und mit diesen unsere Giebel aufgesetzt worden sein [7]).

Im 16. Jahrhundert, als die Vertikaltendenz der Gotik nachließ und einem horizontalen Streben Platz zu machen begann, verschwand zunächst, gleichwie in Lübeck, die Blendengliederung des Giebels. Die Staffelung dagegen wurde noch lange in gewohnter Weise beibehalten. Auch für dieses Schema haben wir in Rostock einige charakteristische Beispiele, die sich wiederum in zwei Gruppen einteilen lassen.

In der ersten Gruppe wird die Mauerfläche lediglich durch die geschoßweise angebrachten Maueröffnungen gegliedert. Hierher gehört ein leider heute verputztes Giebelchen der Großen Wasserstraße, ein Anbau des noch zu besprechenden Hauses Nr. 30, und wahrscheinlich über einer ehemaligen Durchfahrt

[7]) Ueber den heute fehlenden Wehrgang vgl. Rogge, S. 340 f.

zum Hofe errichtet (Lorenz, 1914, Abb. 66). Interessant ist daran besonders, daß es außer den üblichen Stufen auch noch die bekannte Rostocker Firstendigung aufweist.

Zu den Lukenreihen treten nun in einer zweiten Gruppe noch schmale wagerechte Gesimse, wie wir sie auch bei den oben genannten Vertretern des Dreiecksgiebels beobachtet haben, so bei dem Hause Wokrenterstraße 37 (Lorenz, 1914, Abb. 75), von dem heute nur noch der Unterbau und das erste Bodengeschoß vorhanden sind.

Gleichzeitig mit der horizontalen Gliederung wird auch die Zahl der Staffeln gern vermehrt. Diese kleinen schmalschultrigen Stufen werden auch Katzentreppen genannt.

Hier sind zu nennen der Hintergiebel des Hauses Neuer Markt 1 (Lorenz, 1914, Abb. 79) und das ehemalige Kleinbürgerhaus Gerberbruch 37 (Lorenz, 1914, Abb. 76), bei dem wir auch außer den Gesimsen die beliebten Stromschichtfriese wiederfinden.

Die langgestreckte Reihe der Jakobikirchenhäuser (Lorenz, 1914, Abb. 73) trägt an der Ostseite einen interessanten Backsteingiebel mit merkwürdig unsymmetrischer Anordnung der Katzentreppen. Doch nehme ich als sicher an, daß die rechte hohe Staffel, welche die Unregelmäßigkeit bewirkt, eine Zutat späterer Zeit bei Ausbesserungsarbeiten zur Festigung des brüchig gewordenen Mauerwerks darstellt. Darauf weist auch vor allem die unterschiedliche Farbe

der Ziegelsteine hin. Als Zierglieder sind einfache Rundstäbe und Stromschichten in dreifacher Lagerung verwandt. Ein Teil der Maueranker ist zu Inschriften (S. Jacop, R K) und einer Jahreszahl geformt, von der unglücklicherweise gerade der Hunderter fehlt; doch glaube ich sie auf 1623 als Datierung ergänzen zu dürfen.

Die durch Zinnenschmuck bereicherte Abwandlung des Stufengiebels ist im Gegensatz zu Lübeck noch in drei Beispielen bis auf unsere Tage gekommen. Diese und alle mir sonst noch aus Abbildungen bekannten Fassaden weisen insgesamt die geteilten Blenden auf.

Eines der prächtigsten Patrizierhäuser Rostocks und Vertreter des Zinnengiebels ist das Gebäude Hopfenmarkt 28 (Lorenz, 1914, Abb. 51), ehemals Wohnung des ersten Geistlichen am Heiligengeisthospital, das zwei Häuser weiter nach Osten lag und dessen Kirche der Schiffzahl entsprechend fünf Giebelfronten der Straße zukehrte, eine ganz eigentümliche Art kirchlicher Fassadenbildung. Wie das vorerwähnte Standesamt durch die Stadt sachgemäß restauriert, zeichnet es sich gleichfalls durch reichen Terrakottenschmuck aus, allerdings hier mit der weniger farbigen Bleiglasur versehen. Das Mauerwerk ist in Wechselschichten aus roten und schwarzglasierten Ziegeln errichtet. Drei spitzbogige Blendnischen nehmen in dem zweigeschossigen Unterbau Türe und Fenster auf. Dem ungemein zierlichen Giebel liegt ein ähnliches Kompositionsschema zugrunde wie dem des Standesamtes bis auf die hier noch gesteigerte Schlankheit der durch einen profilierten

Stab als Mittelpfosten in zwei Hälften geschiedenen fünf Blenden, die oben durch einen etwas gedrückten Kleeblattbogen abgeschlossen werden. Die gleiche Lichtlinie haben auch die Luken der Bodengeschosse. Ein eigenartiges Schmuckmotiv zur Belebung der verputzten Füllmauern in den Giebelblenden durch je vier glasierte Ziegelköpfe habe ich sonst nirgends in Rostock beobachten können. Ueber das Ganze ziehen sich ferner umrahmend und als trennende Friese Streifen von rechteckigen glasierten Tonplatten, auf denen sich in rhythmischer Aneinanderreihung ein schreitender Löwe und perlenbesetzte Rosetten abwechseln. Unter dem Spitzbogen des Portals sieht man auf einer schwarzglasierten Tonplatte den Kruzifixus zwischen Maria und Johannes. Auf der Mauer neben den Fenstern des ersten Stockwerks sind vier Tafeln mit Gebetanfängen in niederdeutscher Mundart angebracht, die mit Ergänzung der Abkürzungen folgendermaßen lauten: godt durch dinen bitteren doth help — vorbarm di min her durch dinen — god durch dine hilgen vif wunden — godt in der ewicheit gif uns dii. Acht Reliefs in den Kreisblenden des Unterbaues stellen die Evangelisten Lukas, Markus, Johannes und Matthäus in ihren Symbolen als Stier, Löwe, Adler und Engel, sowie das Gebet am Oelberge, den Judaskuß, Jesus vor Kaiphas und die Geißelung dar. Unter den Spitzbögen der Blenden sind Medaillons mit der Dornenkrönung, dem Ecce homo, der Kreuztragung, den Jüngern am Grabe und dem Jesusmonogramm IHS eingefügt. Der rundbogige Aufsatz über der obersten Staffel endlich enthält als Abschluß

der Leidensgeschichte Christi die Auferstehung[8]). Als Entstehungszeit des Giebels läßt sich vielleicht der Anfang des 16. Jahrhunderts annehmen, vor allem wegen des Renaissanceaufsatzes, der ja das letzte der oben beschriebenen Medaillons aufgenommen hat, also wohl von Anfang an vorhanden war. Auch der Horizontalismus jener Epoche ist schon angedeutet in den wagerechten Trennungsfriesen. Allerdings bestände auch hier die Möglichkeit, daß der ganze Terrakottenschmuck erst nachträglich zugefügt wäre.

Durch Einbruch großer Fenster zur Erlangung eines weiteren Wohngeschosses sind die Motive der Frontarchitektur in der Großen Wasserstraße 30 (Lorenz, 1914, Abb. 66) sehr beeinträchtigt. Bis in die Zinnen geführte schmale Randblendenstreifen mit hell verputztem Grunde tragen wesentlich zur Bereicherung des Giebelschmuckes bei. Interessant ist, wie hier überall die Lukenschlüsse nur um ein kleines Stück unter den Endigungen der gekuppelten Blenden zurückbleiben, genau so wie bei dem Mittelfelde des gegenüberliegenden Hauses Große Wasserstraße 4 (Lorenz, 1914, Abb. 53).

Ein Beispiel einfacherer, aber dennoch wirkungsvoller Gestaltung ist das „Walldienerhaus" Hinter dem Rathause 1 (Lorenz, 1914, Abb. 54). Ein kräftig vortretendes Rundstabgesims trennt den Unterbau von den Dachgeschossen. Zu beachten sind ferner die von den übrigen abweichenden schmaleren und mit

[8]) Rogge, S. 305 ff.

Rundstabvorlage versehenen Mittelzinnen der seitlichen Stufen, an denen außerdem nur die senkrechten Randblendenstreifen ganz isoliert hochsteigen, während ihre sonst übliche wagerechte Fortsetzung fehlt. Das Grundstück, auf dem das Walldienerhaus erbaut ist, war der Schustergarten. Im Jahre 1467 verkaufte die Schuhmacherinnung ihren Garten an die Stadt. Die Umschreibung erfolgte am 2. Oktober genannten Jahres („Rostocker Hausbuch" von 1456—1500, fol. 70b). Vermutlich war der Platz ehedem von der Stadt erworben, um eine Möglichkeit für Erweiterungsbauten des Rathauses zu haben. 1509 wird das Walldienerhaus als bereits vorhanden genannt [9]).

Verschwunden sind die Giebel Am Wendländer Schilde 9 (Lorenz, 1914, Abb. 61, links) und Hopfenmarkt 23 (Lorenz, 1914, Abb. 62, rechts). Ersterer war ausnahmsweise vierteilig und trug die Rostocker Firststaffelung in der Mitte der obersten Zinnen; letzterer hatte einen runden Giebelabschluß der Renaissancezeit, ähnlich Hopfenmarkt 28.

Die gleichfalls nicht mehr vorhandenen Giebel Beim Schwibbogen 6 (Lorenz, 1914, Abb. 57) und Gerberbruch 3 (Lorenz, 1914, Abb. 58) mögen wohl ähnlich wie das Walldienerhaus gestaltet gewesen sein, waren aber durch Zumauerung der Zinnen und Putz arg verstümmelt.

Der Pfeilergiebel, der in anderen Städten, z. B. dem benachbarten Wismar, sehr häufig auftritt,

---

[9]) Koppmann, S. 7.

ist in Rostock, das wie Lübeck den Blendengiebel bevorzugte, nur in einem, dafür aber sehr schönen Beispiel vertreten, dem Doppelgiebel der Häuser Am Schilde 1 und 2 (Lorenz, 1914, Abb. 59). Kräftig profilierte Rundstabbündel sind der Front vorgelegt. In den Zwischenfeldern befinden sich die mit einem Kleeblattbogen überdeckten wirklichen oder blinden Lukenpaare, die durch je ein mit Krabben und Kreuzblume geschmücktes Giebelchen zusammengefaßt werden. Der Raum unter jedem dieser Ziergiebel wird von einer Maßwerkrosette ausgefüllt. Ueber den Stufen der fünffeldrigen Fronten wird dieses Wimpergmotiv als endgültiger Abschluß noch einmal wiederholt, und zwar merkwürdigerweise mitsamt den kleinen Spitzbogenschlüssen, die in den Geschossen die Lukenpaare abdecken. Der schmale Anbau zur Linken in Breite eines Feldes, der eine starke Asymmetrie des ganzen Systems bewirkt, trug ehemals nicht den heutigen gleichartigen Schmuck wie die Giebeljoche, was sich deutlich aus alten, im städtischen Museum und Ratsarchiv aufbewahrten Abbildungen ergibt. Auf einer Zeichnung des Jahres 1842 ist der Anbau nur durch ein schräges Pultdach gedeckt, das sich an die Seitenmauer des Hauptgebäudes anlehnt und bis zur Höhe des Hauptgesimses ansteigt; 1846 hat er zwei Zinnen erhalten, aber 1892 war schon der jetzige Zustand erreicht. Die recht unschöne Endigung der Pfeiler in abgestumpfter Kegelform dürfte bei der Zierlichkeit aller anderen Strukturteile kaum ursprünglich sein, sondern erst von einer späteren Restaurierung herrühren. Mit ihren eigen-

artigen und außergewöhnlich reichen Giebeln bilden die beiden Häuser ein Prunkstück gotischen Profanbaues in Rostock.

Das System der Hoch- oder Schildwände mit wagerechtem Abschluß wird als repräsentativste Form auch hier durch den Rathausbau am Neuen Markt (Lorenz, 1914, Abb. 26) vertreten, auf dessen Baugeschichte ich im folgenden etwas näher eingehen muß. Ich stütze mich hierbei in der Hauptsache auf die jüngsten Untersuchungen von Stadtbaudirektor Dehn, Rostock.

Jeder der drei Stadtteile hatte sich, wie schon besprochen, sein eigenes Rathaus errichtet, aber nur das der Mittelstadt ist von Bestand geblieben. Es setzt sich zusammen aus vier einzelnen Abschnitten, von denen drei jetzt durch eine hohe Giebelwand zusammengefaßt sind, während der nördlichste, vierte, äußerlich getrennt erscheint. Das ursprüngliche Rathaus bestand aus zwei dicht aneinandergebauten zweigeschossigen Häusern, die ihre schlichten Blendengiebel dem Markt bezw. der Hege zuwandten. Die Stadt entwickelte sich aber ungemein schnell, und als 1262 die Mittelstadt zum Sitz der Gesamtverwaltung ausersehen wurde, wird das erste Rathausgebäude bald nicht mehr ausgereicht haben. Man stockte es daher zunächst nur auf und flankierte die Marktfronten wahrscheinlich mit drei Türmen, in ähnlicher Weise wie bei der Fassade des 1276 erbauten Heiligengeisthospitals in Lübeck. Die Türmchen haben einen kreisrunden Kern, um den je acht einfach profilierte Stäbe vorgelegt wurden, so daß der spitze

Helm eine achteckige Form erhielt. „Anscheinend hat man aber bald das Bedürfnis empfunden, die Marktfronte in noch reicherer Weise zu gestalten, und man hat die beiden Giebel zwischen den Türmen beseitigt und den Zwischenraum mit einer hohen, oben gerade abschließenden Mauer versehen, welche mit einer Architektur von spitzbogigen Blenden und Kreisrosetten verziert wurde, mit abwechselnd roten und glasierten Schichten. Diese Hochwand erhielt also damals schon das Aussehen der heutigen siebentürmigen Wand, hatte aber nur Zweidrittel der Länge von heute, dabei drei Türme, welche sicher wohl gleich hoch waren. Inzwischen scheint der Anbau des „Neuen Hauses" erfolgt zu sein, welches durch eine Urkunde als im Jahre 1315 schon vorhanden nachgewiesen wird"[10]). Zu beachten ist hierbei, daß dieser dritte Teil etwas schmäler ist als die beiden älteren, infolgedessen auch dieses Stück der Hochwand, das wohl sehr bald zugefügt wurde und ebenfalls an der südlichen Flanke einen gleichen Turm erhielt. Die Fassade hatte demnach anfangs nur vier Türme. Erst nachträglich wurden die zwischen je zweien liegenden aufgebaut, was sich durch nähere Untersuchung ihres Mauerwerks als ziemlich sicher ergeben hat. Wann diese Turmvermehrung stattfand, ist nicht nachzuweisen. Es muß aber vor 1584 geschehen sein, da Vicke Schorler das Rathaus schon siebentürmig gezeichnet hat (Dehn, 1926, Titelbild). „Um 1730 scheint eine weitere Aenderung insofern erfolgt

[10]) Dehn, 1926, S. 17.

zu sein, als die sieben Türme eine ungleiche Höhe erhielten: der Mittelturm blieb der höchste, die anderen sechs stiegen allmählich zu ihm in größerer Höhe an“ [11]). Betreffs des Anbaues im Norden, der den Durchgang vom Markt zur Hege überbrückt, wissen wir gemäß urkundlicher Belege, daß er zwischen 1499 und 1515 zugefügt wurde. Seine Marktfront wurde vor etwa 200 Jahren im Zopfstil umgestaltet. Die baulich schadhaft gewordene Hochwand wurde vor ungefähr 25 Jahren wieder hergestellt und die zugemauerten zwölf Rosetten auf Dehns Veranlassung wieder freigelegt und mit Maßwerk gefüllt; denn daß es einst vorhanden war, darauf deuteten in erster Linie Reste von eisernen Dübeln hin. Ebenso sind Maßwerkrosetten auf Vicke Schorlers Zeichnung ersichtlich, der das Rathaus überhaupt mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt behandelt zu haben scheint. Es entspricht in allem Wesentlichen ziemlich genau der Wirklichkeit; sogar die Windfahne des Mittelturmes hat dieselbe Form wie die heutige. Hier wird auch die oben erwähnte seitenverkehrte Darstellungsweise sehr deutlich: der Anbau mit überwölbtem Durchgang befindet sich bei Schorler zur Rechten. Gleichzeitig ergibt sich, daß dem heutigen hohen Vorbau in schweren Barockformen ursprünglich ein spätgotischer Laubengang mit einem reich gezierten Obergeschoß entsprochen hat, der aber, wie wir wissen, 1718 durch Sturm stark beschädigt wurde. Man brach ihn deshalb im Jahre 1727 gänzlich ab und begann an-

[11]) Dehn, 1926, S. 18.

schließend mit dem neuen Bau nach den Plänen des Baumeisters Zacharias Voigt. Leider wird durch dessen Ueberhöhung ein beträchtliches Stück der alten schönen gotischen Hochwand verdeckt und durch seine beherrschenden Ausmaße auch etwas erdrückt.

Da die Rostocker Hochwand bereits um 1315 in der Hauptsache fertiggestellt war, geht sie der Nordwand des Lübecker Rathauses vorauf, kann also höchstens zu der südlichen Marktfront in Beziehung stehen, deren Türme aber erst nachträglich im 15. Jahrhundert aufgeführt worden sind. Die starke stilistische Verwandtschaft, die jedoch gerade mit der Nordfassade in Lübeck besteht, ließe demnach den Schluß auf deren Beeinflussung durch Rostock zu, wobei natürlich vorausgesetzt werden muß, daß die frühe Datierung Dehns den Tatsachen völlig entspricht.

Wenn auch nichts mehr von dem Rathause der Neustadt vorhanden ist, so können wir doch auf Grund der Vicke Schorlerschen Darstellung, nach der Oberbaurat Lorenz (Schwerin) eine schöne Rekonstruktion des Neustadt-, jetzigen Hopfenmarktes, gezeichnet hat (Lorenz, 1919, Abb. 5), schließen, daß es auch, und zwar an beiden Fronten, von Hochwänden überragt wurde, auf die ich zum Beschlusse meiner Betrachtungen über den Rostocker Profanbau noch etwas näher eingehen möchte.

In der Mitte des Marktes gelegen, in west-östlicher Richtung orientiert und von einem hohen Satteldach überdeckt, hat dieses Rathaus wohl niemals seinem Bestimmungszweck infolge der frühen Vereinigung der

drei Städte gedient. „So konnte es der Rat bei der Gründung der Universität 1419 dieser als „Auditorium magnum“ zur Verfügung stellen“ [12]). An der Westseite erhob sich über einem schlichten, nach oben durch einen Fries aus glasierten Formsteinen abgeschlossenen Unterbau eine stattliche Schildmauer, die durch vier schlanke Spitzbogennischen in vertikalem Sinne gegliedert wurde. In den Blendengrund waren die den Bodengeschossen entsprechenden Lichtöffnungen eingebrochen; zuoberst im Bogenschluß befand sich ein größeres Rundfenster oder „Windloch“. Das Ganze wiederum war über einem Fries von Zinnen bekrönt, deren mittelste einen großen sechsstrahligen Stern als Windfahne trug. Die Ostwand scheint ähnlich, wenn auch etwas einfacher gestaltet gewesen zu sein.

Schon im Jahre 1693 mußte das Gebäude neu hergerichtet werden. Hierbei verlor es, wie aus einer alten Zeichnung ersichtlich (Lorenz, 1919, Abb. 11), sein hohes Dach und damit zugleich seine beiden stolzen Giebel. Gänzlich niedergelegt wurde das Auditorium im Jahre 1818 [13]).

[12]) Hauttmann, S. 12.
[13]) Lorenz, 1919, S. 33.

WISMAR.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Burmeister, Werner: Wismar (in „Deutsche Lande, deutsche Kunst", hrsg. von Burkhard Meier). Berlin 1926.

Crull, Friedrich: Zur Geschichte der Baukunst in Wismar (Jahrb. d. Ver. f. meckl. Geschichte u. Altertumskunde). Schwerin 1891.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nordostdeutschland. Berlin 1926.

Gehrig, Oscar: Die bürgerliche Baukunst Wismars. Rostock 1925.

Lisch, C. C. F.: Mecklenburg in Bildern. Rostock 1842—1845.

Schlie, Friedrich: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Bd. II, Schwerin 1899.

Wismar, gleich Rostock eine Kolonialstadt, verdankt diesen Namen seiner besonderen Lage am Wasser: „to de Wissemer" (oder Wismer). Schon zur Wendenzeit gab es an dem innersten Winkel der durch die Insel Poel geschützten Ostseebucht eine Ansiedlung, welche östlich der späteren Stadt lag. Einige Jahre vor 1229 muß, wahrscheinlich von Lübeck aus, die

eigentliche Stadtgründung erfolgt sein; denn im genannten Jahre erscheint Wismar bereits im Besitz des lübischen Rechts, der Markt, die Marienkirche und ein erster Befestigungsgürtel sind angelegt; und nun nimmt die Entwicklung des jungen Gemeinwesens den ungemein schnellen Verlauf, der all diesen Neugründungen des 13. Jahrhunderts gemeinsam ist. Die überaus günstige Lage als Hafen- und Handelsstadt brachte immer neuen Zuzug. Deutsche Kaufleute ließen sich nieder, binnen kurzem reichte die erste Stadt nicht mehr aus, es folgte das Kirchspiel St. Nikolai und um 1250 umschloß der Befestigungsring bereits eine dritte Stadt, die Kirchengemeinde von St. Georgen (Jürgen). Hiermit hatte Wismar, das bald ein angesehenes Mitglied der Hanse wurde, seinen endgültigen Umfang erreicht[1]).

Die Wohnungen der ältesten Zeit sind natürlich auch in Wismar wie anderswo rohr- oder strohgedeckte Häuser in einfachem Holzverband gewesen. Der mächtige Aufschwung der neuen Stadtgründung im 14. und 15. Jahrhundert fiel wie in Rostock mit der sich voll auswirkenden Gotik zusammen. Häufiger wurden jetzt Häuser mit massiven Backsteinwänden, und zwar den in der Einleitung erörterten Baubedingungen entsprechend meist mit zur Straße gewandtem Giebel, auf dessen besonders reiche Ausgestaltung der Schwerpunkt alles architektonischen Schaffens gelegt wurde. „So einheitlich aber dieser geschlossene Haustyp in seiner äußeren und inneren Gestalt festgelegt ist, so ließ es sich doch

[1]) Burmeister, S. 5.

keine der selbstbewußten Städte nehmen, in ihren Mauern einen eigenen Fassadentyp herauszubilden, so daß man auf den ersten Blick einen Giebel Lübecks von solchen in Wismar, Rostock, Lüneburg oder Stralsund unterscheiden kann . . . Wismars Geschmacksrichtung geht auf das Derb-Plastische, verbunden mit reichem Flächenschmuck durch spitzenartige Maßwerkbänder. So kennzeichnet der Typ des Patrizierhauses deutlich den gesellschaftlichen Stil des alten Wismar: gegenüber dem kühlen, verstandesklaren Hochmut Lübecks eine derbere, naiver auf reiche Schmuckwirkung eingestellte Prachtliebe. Entsprechend der nicht so großstädtisch beengten Raumverhältnisse lagert sich Wismars Giebelhaus gern in behaglicher Breite, das Verhältnis von Breite und Höhe wird hier nie so gepreßt wie oft in Lübeck und besonders in Danzig“ [2]). In der Erhaltung seiner alten Profanarchitektur ist Wismar gleich Rostock nicht sehr glücklich gewesen. Nur wenige schöne Giebel stehen heute noch in ihrer alten Pracht aufrecht, manche sind erheblich verstümmelt. Crull zählte 1891, abgesehen von der Marienkapellanei (Archidiakonatshaus) und der Pfarre von St. Marien, noch 35 mittelalterliche Giebel in Wismar; davon waren schon die allermeisten umgebaut. Aber auch von denen, welche Schlie abbildet, ist nur noch ein Teil vorhanden.

Der Typ des einfachen Dreiecksgiebels begegnet uns beim Profanbau Wismars in dem Hauptgebäude der Pfarre von St. Marien, dem We-

[2]) Burmeister, S. 29.

dem (Gehrig, Tafel III). Die ganze, trotz architektonischer Einfachheit recht malerisch wirkende Gebäudegruppe besteht aus drei stufenweise aneinandergesetzten Einzelhäusern. Der vorspringende gotische Hauptbau ist mit einem Renaissancebau von 1576 verbunden, dieser wiederum mit einem Fachwerkbau. Uns interessiert hier nur das Hauptgebäude, dessen schlichter Giebel durch das Vertikalmotiv des vor die Wandmitte gestellten und gleichzeitig als Firstendigung dienenden Kamins eine strenge Symmetrieachse erhält. Je eine Spitzbogenblende mit rundbogiger Luke, ein Rundfensterchen darüber und eine kubische Staffel am Giebelfuß zu beiden Seiten des Kamins machen den einzigen Schmuck dieser Fassade aus, welche durch kein Gesims von dem noch nüchterner gehaltenen Unterbau geschieden wird. Das Gebäude dürfte um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert entstanden sein [3]).

Der viergeschossige Hintergiebel des Hauses Mecklenburger Straße 24 (Schlie, II, S. 183), den ich noch als weiteres Beispiel dieser Gruppe anführen möchte, trägt im First eine zweistufige Endigung. Es ist dies das einzig mir im wendischen Kreise bekannte Beispiel für eine der in Rostock beliebten ähnliche Form. Vier, ehemals wohl fünf durch Stichbögen geschlossene Vertikalblenden — die äußerste linke scheint zugemauert zu sein — nehmen die rundbogigen, jeweils zu zweien gekuppelten Luken jedes Stockes auf. Die Fenster des ersten, unter die Traufkante gezogenen Geschosses sind

[3]) Schlie, II, S. 175.

sicherlich spätere Zutat. Reste eines trennenden Gesimsbandes sind noch sichtbar.

Der Typ des blendengeschmückten Stufengiebels ist überhaupt nicht mehr in unverstümmelter Form erhalten.

Einen sehr schönen Stufengiebel hatte, wie sich aus einer Abbildung bei Schlie ergibt, das Haus Altwismarstraße 13 (Schlie, II, S. 179). Ein in Wismar sehr häufig erscheinender Vierpaßfries zog sich unter der abgeschrägten Sohlbank hin als markanter Abschluß des Unterbaus zu dem Giebel mit seinen fünf Stufen und ebenso vielen der Staffelung entsprechenden Blenden. Senkrechte Mauerpfosten zwischen jedem Lukenpaar teilen die Blenden nochmals in zwei Hälften, ein auch in Rostock bevorzugtes Motiv der Gliederung. Im Spitzbogenschluß der Felder waren kleine Rundblenden angebracht, die auch bei anderen Giebeln Wismars, manchmal noch dazu mit Ornament gefüllt, anzutreffen sind. Sie haben zusammen mit den Blendendigungen darunter etwas Fenstermaßwerkartiges und bilden so einen charakteristischen Gegensatz zu der in Rostock fast regelmäßigen Leere jener Felder.

Der Hintergiebel des Hauses Mecklenburger Straße 12 war ehemals sicherlich auch mit Stufen versehen. Nur noch die Firststaffel ist vorhanden; im übrigen folgt sein Umriß heute der Dachneigung, doch wird die gerade Schräge durch aufgesetzte rechteckige Pfeilerchen unterbrochen und belebt. Am Fuße des in seiner Schlichtheit recht ansprechenden, fünfteiligen Blendengiebels befindet sich ein

leicht vorkragendes Gesims, darunter ein Stromschichtband.

Der heute verputzte Vordergiebel Mecklenburger Straße 24, dessen Hinterfront ich im vorhergehenden Abschnitt behandelt habe, war ohne Zweifel ursprünglich etwas lebhafter gegliedert. In seiner Kälte und Dürftigkeit widerspräche er doch allzusehr der oben charakterisierten Baugesinnung dieser Stadt. Zumindest hat man sich die Blendenflächen von den üblichen Lukenreihen durchbrochen zu denken.

Im allgemeinen wurde beim Bürgerhause wohl diese Form des blendengezierten Treppengiebels gewählt. Bekrönung der Stufen durch Zinnen, wie überhaupt jeglichen reicheren Schmuck dürften dem Wohlstande ihrer Besitzer gemäß in der Hauptsache nur städtische oder der Kirche gehörende Gebäude erhalten haben, zuweilen dann auch die Häuser vornehmer Patrizier. Aus diesem Grunde kann ich wohl alle diejenigen Giebel hier folgen lassen, bei denen noch Reste des einstigen Blendenschmucks zu finden sind, welche aber ihren Umriß so stark verändert haben, daß man die Staffelung der Dachschrägen nur vermuten kann; dies allerdings bei den folgenden Beispielen mit einiger Sicherheit. Besagte Umgestaltung des Randmotivs kam, wie schon angedeutet, davon her, daß man den Giebel bei späteren Renovierungen im Geschmack der betr. Zeit zurechtstutzte. Geradezu auffallend häufig tritt dabei eine Form auf, welche zweifellos auf Nachahmung des Volutengiebels der an der Frischen Grube, Ecke Schweinsbrücke gelegenen Kochschen Brauerei

(Burmeister, Abb. 42) beruht, allerdings in vereinfachter Form als Schweifgiebel. Dieses Gebäude, ein Hauptbeispiel für die niederländische Ziegel-Hausteinarchitektur der Renaissancezeit in Wismar, wurde von 1569 bis 1571 von dem aus Utrecht nach Mecklenburg gekommenen Steinmetz und Baumeister Philipp Brandin für den Bürgermeister Hinrich Schabbelt (oder Schabbel) erbaut.

Im Anschluß an die voraufgegangenen Erörterungen seien nun als Beispiele zunächst die Häuser Altwismarstraße 8 (Schlie, II, S. 180) und 19 (Schlie, II, S. 181) genannt, von denen sich indessen nur das zweite bis auf unsere Tage erhalten hat. Schlie bildet beide als vorhanden ab, aber schon damals standen beim ersteren lediglich noch die senkrechten, reich profilierten Begrenzungspfeiler der Blenden, ließen jedoch teilweise wenigstens den Ansatz zum Spitzbogenschluß erkennen. Der bekannte Vierpaßfries, der von zwei wulstigen Rundstäben eingefaßt wird, sowie reicher Formziegelschmuck zieren den Giebel Altwismarstraße 19. Er wird ausnahmsweise gegliedert durch sechs geteilte Blenden, muß also eine sehr breite Mittelstaffel gehabt haben. Beachtenswert ist die schöne, reihenklare Einordnung der Luken. In den Feldern über den Luken des ersten und zweiten Geschosses sind Maßwerkrosetten, über denen des dritten rechteckige Reliefziegel angebracht. Fast alle diese Giebel weisen nur noch wenig gemeinsame Züge mit dem benachbarten Rostock auf. Das sehr starke plastische Relief gibt ihnen einen andersartigen Gesamteindruck. Der dekorative Schmuck er-

scheint nicht mehr als Herausmodellierung aus der kompakten Mauermasse, sondern als ein auf die Grundfläche aufgelegtes durchbrochenes Gerüst. In der Altwismarstraße 19 wird dieser Eindruck noch dadurch verstärkt, daß die eigentlichen Luken etwas kleiner sind als die entsprechenden Oeffnungen der Auflage.

Ebenfalls verschwunden ist die in gleichem Sinne dekorierte Fassade Hinterm Chor 6 (Schlie, II, S. 180), bei der sogar noch das gesamte mittlere Blendenfeld auf der mir vorliegenden Abbildung zu sehen war.

Sodann gehören hierher der Giebel Hinterm Rathaus 5, sowie zwei Gebäude der Lübschenstraße (Burmeister, Abb. 31), von denen sich das eine die vorherrschende, das andere eine klassizistische Umformung der Giebelschultern gefallen lassen mußte.

Eine barocke Ueberbauung mit schwereren, volutenförmigen Einrollungen hat das Giebelchen des auffallend schmalen Grundstückes Dankwartstraße 8 (Gehrig, S. 22 mit irrtümlicher Straßenbezeichnung) erhalten.

Das gleiche ist zu sagen von den heute vollständig umgebauten Giebeln Dankwartstraße 15 (Schlie, II, S. 182) und Lübschestraße 29 neben der Heiligengeistkirche (Schlie, II, S. 184). Bei dem ersten scheinen übrigens auch die gotischen Reste überarbeitet gewesen zu sein.

Glücklicher ist es in Wismar bestellt um den Zinnengiebel, der sich in zwei glanzvollen Beispielen bis auf unsere Zeit bewahrt hat: der Alten

Schule und Unserer lieben Frauen Kapellanei (Archidiakonatshaus).

Die Alte Schule bei St. Marien (Burmeister, Abb. 34), ein Meisterwerk hochgotischer Backsteinarchitektur, ist eines der wenigen Beispiele mittelalterlichen Schulbaues, da für Schulen selten ein besonderes Gebäude errichtet wurde. Bei der allseitig freiliegenden Alten Schule mußten nicht nur die Giebelseiten, sondern auch die Längsfronten architektonische Gestaltung erfahren. Leider ist vor etwa 70 Jahren im Osten ein Teil des alten Hauses abgebrochen worden; die jetzige Ostfront ist also neu. Die Gliederung der westlichen Hauptfassade ist mit besonders feinem Gefühl für schöne Maßverhältnisse vorgenommen. Stufenweise steigen die Spitzbogenblenden des dreifeldrigen Giebels auf. Die breitere Mittelblende, welche unter ihrem Schluß eine zierliche Maßwerkrosette trägt, ist nochmals in zwei Spitzbogennischen geteilt. Schlanke Mauerpfosten halbieren wiederum diese, wie auch die seitlichen Blenden. Die Blendnischen der Untergeschosse werden in Wismar häufig wie hier durch flache Stichbögen abgeschlossen, im Gegensatz zu den Spitzbogenblenden der entsprechenden Rostocker Häuser. Der guten Flächengliederung gleichwertig ist das zarte Formsteinornament, sowie das lebhafte Farbenspiel roter und dunkelgrüner Glasurziegel. Bemerkenswert ist an den straff gegliederten Langseiten die Bekrönung mit Zinnen über offenen Stichbögen, unter denen das Dach nach unten hin vorstrebt, ein Motiv, das uns auch bei zwei Hallenanbauten von St. Nikolai in Wismar begegnet. Bei einer im Jahre 1880

vorgenommenen Restauration des in bösen Verfall geratenen Gebäudes ist möglichst gewissenhaft verfahren, doch mußten hierbei die Fenster der Südseite wegen der jetzigen Verwendung des Hauses als Stadtmuseum anders angeordnet werden. Nahe liegt ein Vergleich des Giebels an der Alten Schule mit ähnlichen Rostocker Bauten, z. B. Hopfenmarkt 28, und es ergibt sich dabei leicht der Schluß, daß hier ein starker Einfluß der Nachbarstadt wirksam war. Wahrscheinlich ist sogar ein Rostocker Baumeister an dem Gebäude tätig gewesen, zumal auch die zierlichen Schmuckmotive so gar nicht zu der derberen Wismarer Baugesinnung passen [4]). Betreffs der Datierung der Alten Schule ist zu sagen, daß sie frühestens aus dem 14. Jahrhundert, wenn nicht gar erst aus der Zeit um 1400 stammt [5]); Schlie setzt sie mit Crull schon ins 13. Jahrhundert wegen eines an der südlichen Fassade befindlichen Frieses von vier in ein Quadrat gefügten Dreiblättern, wie er genau so am Turm von St. Marien vorkommt. Die Voraussetzung aber, daß dieser Turm ebenfalls in das genannte Jahrhundert gehört, ist unmöglich.

Bei scheinbarer Aehnlichkeit ist die der Alten Schule nachgebildete, jüngere Kapellanei (Schlie, II, S. 174) im Osten der Marienkirche doch von ganz andersartigem Reiz. Weit stärker als dort erscheint hier wieder die oben erörterte Neigung, die kompakte Mauermasse zu negieren. Das Untergeschoß ist durch ein kräftiges Ge-

[4]) Burmeister, S. 29.
[5]) Gehrig, S. 10.

sims, unter dem ein Kleeblattfries entlang läuft, energisch von dem sehr luftigen Giebel geschieden. Drei Staffeln nehmen die geteilten Blenden unter sich auf, je eine an den Seiten, in der Mitte zwei, die mit ihrer oberen Durchbrechung ein neues Schmuckmotiv geben. Dies hatte seinen Ursprung in einer nochmaligen Staffelung des Grundmauerwerks. Im Gegensatz zu den wundervoll ruhenden Proportionen der Alten Schule ergibt sich bei der Kapellanei ein sehr ausdrucksvolles, geradezu mimisches Spiel des lebhaften Aufstrebens durch die betonte Schlankheit des um ein Lukengeschoß vermehrten Mittelstücks; auch die seitlichen Felder sind mehr in die Länge gezogen, sie ragen viel weiter in die dritte Geschoßzone hinein. Eine farbige Wirkung wird hier durch rote und schwarzglasierte Ziegel erreicht. Die Bekrönung an der Seite mit dem vorschießenden Dach ist dieselbe wie an der Alten Schule bezw. St. Nikolai. Bedauerlicherweise reichten die vorhandenen Mittel nicht aus, um bei der Restaurierung im Jahre 1885 auch den Hintergiebel wieder herzustellen.

Im vorliegenden Zusammenhange muß auch des Großen Wassertores gedacht werden, des einzig erhaltenen von den fünf alten Haupttoren der Stadt. Drei von diesen hatten die ältere Form der hohen Turmtore. Den späteren Typ des hausartigen Fassadentores haben wir in dem der Hochgotik angehörenden Großen Wassertor, der sog. „Höllenpforte", vor uns. Bezüglich der Giebelbildung liegen die Beziehungen zum Wohnbau klar zutage. Besonders stattlich erscheint der Giebel der Innenseite (Burmeister, Abb. 36),

und Gehrig weist wohl mit Recht auf die starke Verwandtschaft mit der freilich reicheren und vielleicht auch jüngeren Kapellanei hin, deren Staffelgiebel mit dem Wassertor die doppelte hohe Spitzbogenblende in der Mittelstufe gemeinsam hat, wie überhaupt das System beider Blendengruppen sich gleicht; das Ganze ist allerdings von völlig anderem Stimmungswert, nicht so luftig und lebhaft, sondern kompakter und gemessener, dem wehrhaften Charakter des Bauwerks entsprechend. Wundervoll sind die Luken in das Gesamtgefüge einkomponiert. Der Giebel setzt bereits über dem Torbogen im ersten Obergeschoß auf; dem von diesem und den Dachschrägen gebildeten, schwer lagernden Fünfeck gibt die untere Lukenhorizontale eine kräftige Basisbetonung, während zuoberst eine spitze Dreiecksgruppe die Vertikalbewegung der Blenden energisch unterstützt. Sämtliche Profile werden nicht durch Form-, sondern lediglich durch Vollsteine gebildet. In dem jetzt leeren, vertieften wagerechten Bande unter dem Giebelansatz befand sich wahrscheinlich der bekannte Vierpaßfries, welcher sich übrigens auf der sonst stark verstümmelten Hafenseite des Tores noch erhalten hat. Der Giebel dieser Seite, ursprünglich fünf Stufen und ebensoviele schlichte Blenden aufweisend, ist um 1600 einfach dreiseitig zurechtgemacht worden und trägt jetzt drei große Verputzblenden [6]).

Schon bei dem bisher behandelten Blendengiebel machte sich in der Mehrzahl der Fälle eine größere

---

[6]) Schlie, II, S. 206.

Ueppigkeit und stärkere Plastik als in dem sachlich-strengen Lübeck und auch Rostock bemerkbar. Dieser Vorliebe entsprang es sicher auch, wenn in Wismar die genannte Fassadenform oft dem schmuckvolleren, vor allem in Hannover und der Altmark häufigen Pfeilergiebel wich. Als vollkommenstes Beispiel hierfür ist an erster Stelle der mit derben Achteckpfeilern gegliederte und überreich mit glasierten Formsteinen geschmückte, prachtvolle, sogenannte Alte Schwede am Markt (Burmeister, Abb. 32) zu nennen. Die Verwandtschaft der Häuser Am Schilde in Rostock mit der Konstruktion des Alten Schweden ist unverkennbar. Die zwischen den Pfeilern in Doppelordnung eingespannten Lichtöffnungen bezw. Blendfenster sind wie jene mit dem Wimpergmotiv geziert, das vielleicht auch einst die Horizontalen der Stufen krönte. Die Motive der Gestaltung sind dieselben wie an den Schildwänden von zwei dem Ende des 14. Jahrhunderts angehörenden Anbauten von St. Marien (Burmeister, Abb. 6) und St. Georgen (Schlie, II, Tafel bei S. 71). Ebenso ist daher wohl der Alte Schwede zu datieren und mit ihm ein weiteres Beispiel dieses Typs: das Wädekinsche Haus, Altwismarstraße 20 (Burmeister, Abb. 33), das jedoch leider im Giebelumriß sehr verändert ist.

Noch stärker modernisiert, und zwar im Sinne einer Gotik des 19. Jahrhunderts, ist die Ratsapotheke (Schlie, II, S. 178), welche die alten Formen aber trotzdem noch einigermaßen erkennen läßt.

Der Ostgiebel des um 1350 nach einem Brande erneuerten Alten Rathauses muß ähnlich gestaltet

gewesen sein, mit fünf in Fialen auslaufenden Pfeilern, wie wir aus alten Stichen, z. B. dem von Braun und Hogenberg von 1595 (Gehrig, S. 3), sowie aus einer allerdings weniger zuverlässigen alten Erinnerungszeichnung des Malerältesten D. F. Meese (Wismar, Ratsarchiv. Nachzeichnung: Gehrig, S. 9) zu ersehen vermögen. Das Wismarer Rathaus lag von jeher an der Nordseite des Marktplatzes, dem es seine Langseite zukehrte, stellte somit einen anderen Typ dar als die Rathäuser der wendischen Nachbarstädte Lübeck, Rostock und Stralsund mit ihren zum Markt gerichteten und hinter einer hohen Schildmauer versteckten Giebelfronten. Beziehungen laufen hier zur Mark hinüber, wo das Tangermünder Rathaus beispielsweise ähnliche Akkorde anschlägt[7]). Um 1600 fanden bauliche Veränderungen statt, wobei dem damaligen Renaissancegeschmack Rechnung getragen wurde. Gründlich aufgeräumt mit allem Alten hat der heutige, etwas schwere klassizistische Bau von Barca aus den Jahren 1817 bis 19.

Auch an Wohnhäusern Wismars findet sich kein Vertreter des Schildmauersystems, dafür aber auf den Sakralbau übertragen bei zwei Anbauten von St. Marien und St. Georgen. Wie bereits kurz erwähnt, ist der Einfluß ihrer Gestaltungsmotive u. a. auf den Alten Schweden unverkennbar. Eine genauere Beschreibung dieser nicht der Profanarchitektur angehörenden Giebel möge daher hier folgen.

---

[7]) Burmeister, S. 28.

Bei der Marienkirche haben wir das Schildmauersystem an der mit der Ostseite der nördlichen Querhalle in Verband stehenden Sakristei (Burmeister, Abb. 6), welche wie jene dem Ende des 14. Jahrhunderts angehört. Die hohe, den Dachstuhl verhüllende Ostwand ist mit glasierten Formsteinen überreich geschmückt. Vier schlanke Pfeiler streben über der schrägen Sohlbank auf. Es entstehen auf diese Art drei vertikale Mauerfelder, von denen jedes durch ein horizontales Gesims in zwei Geschosse zerlegt und von einem mit Krabben besetzten, oben in einer Kreuzblume endenden Wimperg bekrönt wird. Vier zierliche, spitzbogige Blendnischen mit verputztem Grunde in jedem Geschoß ergeben eine weitere Unterteilung. Die beiden mittelsten werden zusammengefaßt durch eine Verstärkung der seitlichen Pfosten in Form von Diensten, welche sich von der Sohlbank aufsteigend und über das wagerechte Sims hinweggeführt im oberen Ziergiebel spitzbogig vereinen. Eine Maßwerkrosette belebt das hier entstehende Bogenfeld. Unterhalb des Ganzen läuft ein breiter Fries mit Kleeblattmotiven entlang. Die andere freie Wand der Sakristei ist gleichermaßen mit einer diesmal zweifeldrigen Schildmauer versehen.

Die östlichste der drei Kapellen an der Nordseite des Chores von St. Georgen, ein anmutiger gotischer Bau aus dem Ende des 14. Jahrhunderts (Schlie, II, Tafel bei S. 71), zeigt einen ähnlichen Giebelschmuck, allerdings sind hier die senkrechten Felder nur zweigeteilt und das Ganze ist enger gestellt. Mit reichem Maß-

werk sind die Wimperge gefüllt. Zu erwähnen wäre endlich noch, daß die Wimpergmotive der unteren Blendnischen sich hier, wie bei St. Marien auch über die Giebelpfeiler hinwegziehen.

Der Uebergang zur Renaissance wird sich in ähnlicher Weise wie in Lübeck und Rostock vollzogen haben: Verzicht auf den Blendenschmuck unter Beibehaltung der Stufen und Lukenreihen, sowie Betonung der Horizontalen durch schmale Trennungsgesimse. Leider hat sich keine derartige Zwischenform erhalten, dafür aber eine ganze Reihe von so organisierten Häusern mit der oben geschilderten renaissancemäßigen Veränderung des Giebelumrisses, z. B. Spiegelberg 50 (Schlie, II, S. 185).

STRALSUND.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Adler, Fritz: Stralsund (in „Deutsche Lande, deutsche Kunst“: „Pommern“, hrsg. von Burkhard Meier). Berlin 1927.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nordostdeutschland. Berlin 1926.

Gottlob, Fritz: Formenlehre der norddeutschen Backsteingotik. Leipzig 1900.

v. Haselberg, E.: Die Baudenkmäler des Regierungsbezirks Stralsund, Heft V: Der Stadtkreis Stralsund. Stettin 1902.

Wolf, Gustav: Die schöne deutsche Stadt (Norddeutschland). München 1925.

Deutsche Kolonisten aus dem Gebiet westlich der Elbe ließen sich zu Beginn des 13. Jahrhunderts an der pommerschen Küste, wo sich diese bis auf ungefähr anderthalb Kilometer der ihr vorgelagerten Insel Rügen nähert, nieder und gründeten hier die Stadt Stralsund. Hervorgegangen aus dem wendischen Fährdorf Stralow, wird sie zum ersten Male in einer Urkunde des Jahres 1234 genannt. Unter der Gunst des Landes-

herren, des Fürsten Wizlav von Rügen, welcher dem neuen Gemeinwesen weitgehende Freiheiten und Rechte einräumte, entwickelte sich auch dieses mit unglaublicher Schnelligkeit; und schon am Ende des Jahrhunderts hatte die Stadt den Umfang erreicht, den sie durch das ganze Mittelalter bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts gewahrt hat. — „Weit und breit sucht man umsonst eine Stadt von gleich merkwürdiger Lage. Nur am Meere ist sie so möglich; ein Dreieck, dreiseitig vom Wasser umschlossen, an den drei Ecken durch Dämme ans Festland geknüpft“ [1]). In diesem Dreieck erwuchsen die einzelnen Stadtteile Stralsunds rasch nacheinander: zunächst der Ring um den Alten Markt, dann südwestlich davon der des Neuen Marktes - 1256 urkundlich erwähnt — und schließlich die Frankenvorstadt im Südosten. Auch die drei großen Pfarrkirchen, St. Nikolai, St. Marien und in der Mitte zwischen beiden, am Nordrande der Frankenvorstadt, St. Jakobi, wurden bereits im 13. Jahrhundert begonnen. Beide Märkte besaßen ihr eigenes Rathaus; nur das der Altstadt hat den Jahrhunderten getrotzt. Einzig und allein dem Aufblühen des weitverzweigten Handels verdankte Stralsund, das 1293 Mitglied der deutschen Hanse geworden war, seine rapide Entwicklung.

Die architektonische Bedeutung der Stadt beruht in ganz besonderem Maße auf den Leistungen der gotischen Stilepoche. Zeugnis dafür legen ab ihre drei mächtigen Pfarrkirchen, ihre Klöster und Hospitäler, das

[1]) Wolf, S. 82.

prächtige Rathaus, ihre Wehrbauten und nicht zuletzt auch die allerdings fast durchweg arg verstümmelten Reste des Patrizierhauses damaliger Zeit.

Das Hauptcharakteristikum des gotischen Wohnhauses mit seiner der Straße zugewandten Schmalseite ist die Vertikale, die sowohl im Erdgeschoß, als auch vornehmlich im Aufbau des Giebels zum Ausdruck gelangt. „Leider kommt der Vertikalismus dieser Häuser nicht mehr zu seiner wahren Geltung, da das Untergeschoß derselben in den späteren Jahrhunderten eine völlig sinnwidrige Umgestaltung erfahren hat, indem man es in den meisten Fällen horizontal orientierte. Die Folge ist, daß die Giebel jetzt nicht mehr organisch von unten aufwachsen, sondern auf einem ihnen durchaus wesensfremden Untergeschoß ruhen“ [2]). Sie begegnen uns auch hier in unterschiedlichen Struktur- und Umrißformen, einfacher oder reicher, dem Wohlstande der Besitzer und den Zweckbestimmungen entsprechend.

Ein ziemlich gut erhaltenes Beispiel für den ganz schlichten Dreiecksgiebel haben wir in einem Kornspeicher Fährwallstraße 7. Fünf spitzbogige Blenden nehmen die ehemals rundbogig geschlossenen Luken in sich auf. Im First befand sich wohl ursprünglich eine einfache, rechteckige Staffel; heute ist die Spitze horizontal abgestumpft.

Am schlimmsten ist es um die Vertreter des häufigsten Typs, des Stufengiebels, in Stralsund bestellt. Kein einziger ist von Verstümmelungen verschont

[2]) Adler, S. 23.

geblieben. Die meisten sind um ihre Umrißlinie, die charakteristischen Stufen, gekommen, sei es infolge Baufälligkeit, sei es durch Umgestaltungen späterer Stilepochen.

So ist es auch dem nördlichen der drei Gebäude, die den von der Straße zugänglichen Vorhof des ehemaligen Klosters Neuencamp, Mühlenstraße 23 (Adler, Abb. 36) umschließen, ergangen. Ich bringe es hier an erster Stelle, weil es als einziges noch die Gesamtstruktur des gotischen Hauses mit seiner bereits im Erdgeschoß beginnenden Vertikaltendenz deutlich erkennen läßt. Drei spitzbogige Nischen, in deren mittelster sich meist die Haustüre befand, bilden den Auftakt für das Vertikalmotiv der mit den Stufen bis zur höchsten Höhe aufsteigenden Giebelblenden. Offensichtlich war der Giebel der Mühlenstraße ursprünglich mit drei breitschultriger Staffeln versehen und die Mauerfläche durch die gleiche Zahl spitzbogiger Doppelblenden geziert. Im Jahre 1319 wird der Hof zum ersten Male urkundlich genannt[3]). Später diente er Speicherzwecken.

Besser bestellt ist es um den siebenteiligen Giebel des Hauses Semlower Straße 33 (Adler, Abb. 38). Bis auf das äußerste Feld jeder Seite und die Firstendigung hat sich alles noch in recht gutem Zustande erhalten. Eine besondere Eigentümlichkeit der aus Wechselschichten von roten und schwarzglasierten Ziegeln errichteten und durch reiches, vielteiliges Relief ausgezeichneten Front besteht darin, daß alle kompakte

[3]) v. Haselberg, S. 544.

Mauerfläche in der dekorativen Komposition negiert wird, daß gewissermaßen nur ein durchbrochenes Schmuckgerüst auf die darunterliegende eigentliche Giebelmauer aufgelegt erscheint. Wir haben hier im Prinzip dasselbe System wie bei den meisten Stufengiebeln Wismars; auch in Stralsund war diese Art der Giebeldekoration scheinbar sehr beliebt. Sie wird an unserem Beispiel besonders deutlich, weil die Unterschicht ebenfalls, und zwar doppelt so oft abgetreppt ist, wodurch im Blendengrunde Lücken entstehen, die das Licht des Himmels durchscheinen lassen. Sehr reich sind die in sechs klaren Horizontalreihen angeordneten Lukenpaare ausgestattet. Durch ein Pfeilerchen getrennt und kleeblattbogig geschlossen, werden sie von einem gedrückten Spitzbogen zusammengefaßt. Der darunter befindliche Zwickel ist mit Maßwerk gefüllt. Die große Leichtigkeit des Giebels wird nicht durch Bewegungskontraste innerhalb der Komposition, sondern nur durch die Durchbrechungen der Mauer erzielt.

Wieder in schlimmerer Verfassung ist die Fassade des Nachbargrundstückes Semlower Straße 34 (Adler, Abb. 38), doch läßt sich die Gesamtorganisation noch leidlich rekonstruieren: drei Spitzbogenblenden, im Innern nochmals geteilt durch je zwei flachbogige; über dem mittelsten Paare eine runde Einblendung. Das Dach des Hauses ist anscheinend früher steiler gewesen und ragte mit seinem spitzen First um ein geringes über den Rand der Mittelstufe. An Formziegeln kommt bei diesem schlichten Gebäude nur die gebrochene Ecke vor.

Die Giebel Badenstraße 40 (Adler, Abb. 39),

Mühlenstraße 3 und 21, sowie Mönchstraße 45 müssen sich ehemals ziemlich geähnelt haben. Unzweifelhaft waren alle vier mit Stufen und geteilten Spitzbogenblenden ausgestattet. Gemeinsam ist ihnen ferner das tief profilierte, luftige „Rahmenwerk", ähnlich dem Hause Semlower Straße 33.

Bei einer ganzen Reihe von Fassaden ist der Umriß im Renaissancegeschmack umgeformt, das Mauerwerk durch Kalkputz verhüllt und durch wagerechte Gesimse eine mehr horizontale Tendenz in das Ganze gebracht. Lediglich die teilweise stehengebliebenen Blendenpfosten lassen noch die einstige mittelalterliche Einteilung erkennen, z. B. bei den Häusern Frankenstraße 28 und Lange Straße 45; sie entspricht im Kompositionsprinzip dem bei der Semlower Straße 33 erörterten Tatbestande, jedoch ohne die dortige starke Durchbrechung der Mauerfläche.

In die Gruppe der Stufengiebel gehört schließlich noch das Semlower Tor im Nordosten der Stadt, das zusammen mit dem Küter und Knieper Tor den Rest der Wehrtürme Stralsunds bildet. Das Semlower Tor ist zum ersten Male im Jahre 1278 urkundlich belegt. 1599 wurde es laut einer Jahreszahl an der Stadtfront im Renaissancestil umgestaltet[4]). Während diese innere Seite bei dem Umbau durch Entfernung der Vertikalglieder und Anbringung wagerechter Gesimse gänzlich abgeändert wurde, ist an der Hafenseite die alte Bauweise bis auf den Umriß ziemlich gut erhalten,

[4]) v. Haselberg, S. 541.

d. h. die Auflösung der Wand durch lotrechte Blenden. Alle Profile sind aus dem einfachen, geradkantigen Ziegel ohne Verwendung von Formsteinen entwickelt. Ueberraschend ist die einfache Reihung der am Unterbau angebrachten Spitzbogenblenden, die auf die symmetrische Achsenführung des Giebels gar keine Rücksicht nimmt.

Im 16. Jahrhundert wurde auch in Stralsund vielfach noch der Stufengiebel beibehalten, einzig der Blendenschmuck verschwand, und an seine Stelle trat der Horizontalismus der Renaissance, die sich in ihren reinen Formen nur allmählich durchzusetzen vermochte.

Hier ist als ganz vorzüglich erhalten das Haus Alter Markt 11 (Adler, Abb. 5) zu nennen, das viel Aehnlichkeit mit einigen Lübecker Fassaden derselben Epoche aufweist, sich aber durch stärkere Breitenlagerung und Gedrücktheit des Systems von diesen unterscheidet. Unterbau und Giebel werden durch einen Terrakottafries aus der Werkstatt des Lübecker Meisters Statius von Düren, die Giebelgeschosse durch schmale Gesimse voneinander geschieden; die Fensteröffnungen und Blendnischen sind flachbogig abgedeckt und die oberen Stufenränder mit Stromschichten geschmückt. Ursprünglich trug das Haus den üblichen Blendengiebel, wurde aber später, nachdem es bei einer Pulverexplosion des Jahres 1553 stark beschädigt worden war, in der geschilderten Weise neu aufgeführt[5]). Aus dieser Zeit dürfte auch erst das quergelegte Hauptdach herstammen.

---

[5]) v. Haselberg, S. 553.

Ein dritter Typ mittelalterlichen Giebelbaues, der Pfeilergiebel, war sicher, der Vorliebe für tief eingeschnittene, plastisch wirksame Leibungsprofile entsprechend, in Stralsund sehr beliebt.

An der Nordseite des Doppelhauses Auf dem Nikolaikirchhofe 1 und 2 (Gottlob, Tafel 36) erblicken wir eine derartige Giebelfront. Auch hier ist das eigentliche Giebeldreieck noch klar erkennbar, so daß die ganzen Gliederungs- und Schmuckformen nur aufgelegt erscheinen. Vier runde Pfeilerchen, zu denen jedoch nicht Formsteine, sondern durch Verhauen abgerundete Normalsteine verwandt sind, flankieren die drei Felder des entzückenden kleinen Giebels. Das höhere, mittelste wird durch eine vorkragende Steinschicht in zwei Geschosse zerlegt. Alle drei werden von einem dreieckigen Ziergiebelchen bekrönt. Spitzbogige blinde oder wirkliche Maueröffnungen, paarweise in jedes Feld bezw. Geschoß gestellt, vor allem aber das abnorme Hochspringen der Mittelachse um das zweite, an sich auch noch höhere Stockwerk gegenüber den einstöckigen Seitenachsen verstärken die Vertikalbewegung des Ganzen. Am Fuße des Giebels sehen wir unter einer Stromschicht einen schönen schwarzglasierten Formsteinfries aus Kreisen, die sich durchschneidend je vier Kleeblattbögen umschließen. Da dieses Schmuckmotiv in völlig gleicher Ausbildung bei einer Kapelle aus dem 14. Jahrhundert am Chor der Nikolaikirche vorkommt, darf man wohl auf dieselbe Erbauungszeit schließen. Der Giebel der Südseite, kaum sichtbar in einem ganz engen Gange versteckt, ist ein schlichter fünffeldriger

Stufengiebel, der im 19. Jahrhundert neu aufgeführt wurde, da der alte ausgewichen war [6]).

Die heute stark verstümmelte Front Mühlenstraße 1 muß gleichfalls in diesem Zusammenhange genannt werden. Leider läßt sich der obere Abschluß der zweigeteilten Felder nicht mehr erschließen. Den Kanten der sehr plastischen, aus drei Seiten des Achtecks gebildeten Pfeiler sind schlanke Rundstäbe vorgelegt. Die gekuppelten Mauernischen jedes Geschosses, in deren Grunde die Dachbodenluken eingeschnitten sind, haben kleeblattförmigen Schluß.

Der glanzvollste Zeuge mittelalterlichen Wohnbaues in Stralsund, das Haus Alter Markt 5 (Adler, Abb. 37), wird zuerst im Jahre 1405 urkundlich erwähnt und gehörte dem Bürgermeister Wulf Wulflam. In seiner heute abgetreppten Gestalt macht der Giebel dieses Gebäudes den Eindruck eines Pfeilergiebels. Dies ist indessen nicht zutreffend, vielmehr gehörte er, da die drei Felder nach v. Haselberg [7]) ehedem gleiche Höhe hatten, der Gruppe der Hochwände an, einem Typ, der wie in Lübeck und Rostock seinen Hauptvertreter in dem Sitz der Verwaltung, dem anschließend zu behandelnden Rathause, gefunden hat. Die vier Pfeiler des aus Wechselschichten erbauten Giebels des Wulflamhauses sind ebenso wie die des vorigen Gebäudes der Mühlenstraße und auch wie die des Rathauses aus dem Achteck entwickelt und tragen an ihren Kanten Rundstabvorlagen, auf ihrem Abschluß spitze Helme. Da nach

[6]) v. Haselberg, S. 545.
[7]) v. Haselberg, S. 549.

obigem die einzelnen Felder gleich hoch waren, gibt das mittelste noch am besten die ursprüngliche Organisation wieder. Durch drei Geschosse reichend, ist es durch einen schmalen Pfosten zweigeteilt. Jedes Geschoß hat zwei spitzbogig geschlossene Blenden, in deren Grunde ein kleeblattbogiges Lukenpaar eingeschnitten ist. Das Ganze ist von einem gedrückten Spitzbogen überwölbt. Die freien Zwickel der Blenden sind genau so wie die der Semlower Straße 33 durch Vierblätter geschmückt. Unter dem oberen Bogen befindet sich eine Maßwerkrosette. Die Spitzbögen sind mit Krabben verziert und alle Ornamente mit Glasur versehen. Alle Felder endigten mutmaßlich mit kleinen Giebeln über großen kreisförmigen Oeffnungen, die 1854 noch bis zu ihrem wagerechten Durchmesser bestanden hatten [8]). Der zweigeschossige Unterbau ist durch drei flachbogige Nischen gegliedert. Bisher von einer dicken Putzschicht bedeckt, wird er z. Zt. dankenswerterweise wieder hergestellt. Da der Bau in seiner Struktur sehr viel Aehnlichkeit mit der nördlichen Rathausfront zeigt, darf man ihn wohl als von ihr beeinflußt und nahezu gleichzeitig aufgeführt betrachten und in das Ende des 14. Jahrhunderts datieren.

Das Rathaus der Altstadt (Adler, Abb. 34), in seiner Anlage zweifelsohne auf das Lübecker Rathaus zurückgehend, bestand in frühgotischer Zeit wie dieses aus zwei parallel laufenden Einzelgebäuden, die ihre Nordgiebel dem Marktplatze zukehrten und zwischen

---

[8]) v. Haselberg, S. 549.

denen ein offener Durchgang freigelassen war. Als dann im 14. Jahrhundert eine Erweiterung erforderlich wurde, erledigte man diese Aufgabe zunächst dadurch, daß man an der Marktseite quer vor die alten Teile einen verbindenden zweistockigen Vorbau legte, den man in Nordsüdrichtung mit drei Satteldächern überdeckte. Unten verblieb ein offener Laubengang, das Obergeschoß aber nahm in seiner ganzen Breite den großen Ratssaal auf. Schließlich maskierte man noch die Dachgiebel durch die prachtvolle Schauwand. Lübeck hat ihr zwar als Vorbild gedient, aber in ihrer Zierlichkeit steht sie doch märkischer Gotik weit näher als der Monumentalität jener Stadt. Lustig steigen die spitzigen Pfeilertürmchen in die Lüfte und flankieren die sechs Giebeljoche, die zuoberst von je einer wundervollen, mit vergoldeten kupfernen Sternen ausgefüllten Rosette durchbrochen und von einem krabbenbesetzten, in einer Kreuzblume ausklingenden Ziergiebel oder Wimperg abgeschlossen werden. Jedes Joch enthält zwei rundbogige Blenden als Umrahmung der dreifach übereinander stehenden Zwillingsluken und Durchbrechungen. Unter den Flachbögen der Obergeschoßfenster befanden sich einst sechs kupferne Wappenschilde von im Jahre 1316 gefangen gehaltenen Fürsten und an den beiden Ecken standen auf dem Gesims des Erdgeschosses je drei Figuren, wahrscheinlich jene Fürsten darstellend. Aus dem First der Wimperge erhoben sich weibliche Halbgestalten mit verschiedenen Abzeichen, wie Stab, Füllhorn, Wage, Schwert usw. Die Helme der Türmchen liefen in je einer Pfeilspitze, dem Wappen Stralsunds,

aus[9]). Wechselschichten von roten und schwarzglasierten Ziegeln, sowie reichliche Verwendung von glasierten Formsteinen, tragen endlich auch noch in erheblichem Maße dazu bei, die Fassade zu einer der bedeutendsten Leistungen Niederdeutschlands zu machen; wie denn überhaupt die alte Heimat im Westen Deutschlands diesen eigenartigen Schöpfungen des Kolonialgebiets kaum etwas Ebenbürtiges gegenüberzustellen vermag. Was die Datierung unserer Schildmauer betrifft, so darf man sie sicher auf Grund ihrer Formen und ihrer bis zur Auflösung der Flächen gehenden Struktur frühestens in das letzte Drittel des 14. Jahrhunderts verlegen, wenn auch urkundlich berichtet wird, daß sie aus dem Lösegeld für die gefangenen Fürsten erbaut wurde. Wahrscheinlich ist die ganze Summe auch nicht auf einmal gezahlt worden, so daß mehrere Jahrzehnte darüber verstrichen. — In den Jahren 1881 und 82 wurde die nördliche Front, die bei Ausbesserungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts verputzt worden war, in ihrer früheren Pracht wieder hergestellt.

---

[9]) v. Haselberg, S. 530.

GREIFSWALD.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Adler, Fritz: Westpommern (in „Deutsche Lande, deutsche Kunst": „Pommern", hrsg. von Burkhard Meier). Berlin 1927.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nordostdeutschland. Berlin 1926.

v. Haselberg, E.: Die Baudenkmäler des Regierungsbezirks Stralsund, Heft II: Der Kreis Greifswald. Stettin 1885.

Kugler, F.: Pommersche Kunstgeschichte. Stettin 1840.

Rahtgens, Hugo: Die Nordfassade des Lübecker Rathauses (Die Denkmalpflege, XXIII. Jhrg.). Berlin 1921.

Reiche, Frida: Greifswald. Eine Stadtmonographie auf geographischer Grundlage. Greifswald 1925.

Das neuvorpommersche Festland verdankt seine wirtschaftliche und kulturelle Erschließung in erster Linie dem Zisterzienserkloster Eldena. Gründung und Förderung Greifswalds darf als seine bedeutendste Leistung auf jenem Gebiete angesehen werden [1]). Links am schiffbaren Rykgraben gelegen, der vier Kilometer unterhalb in den Greifswalder Bodden, einen Ostsee-

[1]) Adler, S. 9.

arm, mündet, und 1248 zuerst als Stadt genannt[2]), entwickelte sich Greifswald sehr bald zu einem bedeutenden und blühenden Handelsort. Während aber die kirchlichen Schöpfungen des Mittelalters die folgenden Jahrhunderte überdauert haben, ist der Profanbau bis auf wenige spärliche Reste Kriegen und Feuersbrünsten oder dem Unverstand späterer Geschlechter zum Opfer gefallen.

Die Vorliebe für kraftvolle Profilierungen und reiche Schmuckentfaltung, die wir bereits in Stralsund beobachten konnten, wird auch hier, wie überhaupt in pommerschen Landen, in der Fassadengestaltung den Pfeilergiebel zu bevorzugter Herrschaft gebracht haben. Daneben war sicherlich auch der Typ des blendengeschmückten Stufengiebels vertreten, von dem wir jedoch heute nur noch ein Beispiel in der Baderstraße 2 finden, leider verputzt und mit veränderter Umrißlinie. Unverstümmelt geblieben sind allein die acht schlichten Spitzbogenblenden, welche in ihrem Grunde die flachbogigen Bodenluken aufnehmen.

Nicht viel besser bestellt ist es um die Reste des mittelalterlichen Pfeilergiebels. Die beiden einzig vorhandenen Gebäude mit derartigen Giebeln stehen heute einsam und fremd als Zeugen eines reichen und mächtigen Bürgertums auf der Ostseite des Marktes zu Greifswald, glücklicherweise verhältnismäßig intakt geblieben.

Das Haus zur Linken, Markt 11 (Adler, Abb. 28),

---

[2]) v. Haselberg, S. 80.

gehört mit seinem überaus prächtigen Formsteinschmuck zu den schönsten Beispielen norddeutscher Profanarchitektur. Ueber einem niedrigen Erdgeschoß mit spitzbogigem Portal und flachbogigen Fenstern setzt sehr tief der hochragende Giebel an, der durch sechs Pfeiler in sieben stufenförmig emporsteigende Felder geteilt wird. Die mit gebrochenen Bögen abgedeckten Lichtöffnungen werden paarweise von Spitzbögen umfaßt, unter deren Schluß Maßwerkrosetten angebracht sind. Die Pfeiler sind in Höhe der Fensterspitzbögen durch schmale kleeblattbogige und mit spitzen Ziergiebelchen überdachte Nischen geschmückt; dazwischen befindet sich filigranartiges Rosettenwerk. Kleine übereckgestellte Viereckpfeilerchen auf der Mitte der horizontalen Giebelschultern geben jeder Stufe im Verein mit den kreuzblumengezierten Helmen der Hauptpfeiler eine zinnenartige Bekrönung. Die Lukenpaare unter den beiden vorletzten Stufen sind etwas höher als die übrigen, werden aber an Höhe noch übertroffen von dem obersten des Mittelfeldes. Durch dieses progressive Wachsen nach der Mitte zu kommt, noch verstärkt durch das Vertikalmotiv der die Stufenränder überragenden Pfeilerenden, eine lebhafte Aufwärtsbewegung in die Komposition. Der Giebel unterscheidet sich also trotz mancher äußerer Aehnlichkeiten doch wesentlich von dem Stralsunder Typ der Semlower Straße 33 (Adler, Abb. 38): dort ein ruhendes System von Wagerechten und Senkrechten, nur in den obersten Stufen seitlich Streckungen ins Vertikale, hier in den unteren Geschossen scheinbar dasselbe Schema, aber auch da

schon ein aufstrebendes Bewegungsmoment durch die geschilderte Anordnung der kleinen Pfeilernischen, d. h. durch ihre starke Verschiebung jeweils über die Sohlbankhöhe der Stockwerke hinaus nach oben, dann eine zunehmende Streckung und schließlich das Emporschießen der Pfeilerendigungen. Der Mauergrund ist wie üblich weiß verputzt als Kontrast zu dem Farbenspiel der abwechselnd schwarz glasierten und roten Ziegelschichten. Die beiden untersten Stockwerke des Giebels sind in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu einem neuen Wohngeschosse ausgebaut und die Lukenpaare durch große verglaste Fenster ersetzt worden [3]). Betreffs genauer Datierung des Gebäudes habe ich nichts ermitteln können, doch dürfte es wohl dem 15. Jahrhundert zuzuweisen sein.

Der Giebel des zweiten hier zu besprechenden Hauses Markt 13 (Adler, Abb. 20) erhebt sich über einem durch fünf Spitzbogenblenden gegliederten Zwischengeschoß. Den heutigen Fenstereinbrüchen in jeder Blende entsprachen früher paarweise angeordnete spitzbogige Luken [4]). Der Giebel selbst ist nur vierachsig; ein breiter Mittelpfeiler mit hoher, bis zur Spitze reichender Blende wird flankiert von je zwei Feldern, die durch kleinere Pfeiler voneinander getrennt bezw. begrenzt werden. Als besondere Eigentümlichkeit und selten vorkommender Fall ist zu beachten, daß die kleeblattförmig geschlossenen kleinen Blenden der Giebelgeschosse, in deren Gründe teilweise die für die Licht-

[3]) v. Haselberg, S. 132.
[4]) v. Haselberg, S. 132.

zuführung benötigten rechteckigen Luken eingeschnitten sind, jeweils in Gruppen zu dreien auftreten. Die Gruppen der untersten Reihe, von denen heute nur noch die beiden äußeren im alten Zustande erhalten sind, werden durch je einen Spitzbogen zusammengefaßt. Das Mauerwerk ist auch hier aus Wechselschichten von glasierten und unglasierten Ziegeln aufgeführt. Der jetzt den Dachschrägen folgende Giebelumriß durchschneidet im zweiten und vierten Bodengeschoß an den Außenseiten je eine der oben geschilderten Drillingsblenden, stellt also keinesfalls den ursprünglichen Zustand dar. Ich nehme an, daß auch hier die Felder ehemals wagerecht oder wimpergartig abgeschlossen waren.

Eine recht stattliche Backsteinfassade zwischen den vorgenannten Gebäuden, Markt 12 (Zeichnung von H. Rahtgens nach einer älteren Aufnahme, Denkmalpflege XXIII, S. 79, Abb. 8), wurde leider in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts abgebrochen. Den Typ der Hochwände mit horizontaler Zinnenbekrönung vertretend, stand sie in auffallendem Gegensatze zu den zierlicheren Nachbargrundstücken. Zwischengeschoß und Giebelwand waren durch je sieben schlanke Spitzbogenblenden gegliedert. Eine wirksame Betonung der Mittelachse wurde dadurch erreicht, daß man die betreffende Blende des Zwischengeschosses mit ihrem Bogenschluß bis in die eigentliche Giebelregion durchstoßen ließ. In der darüber liegenden Blende war nur zuoberst eine kleine flachbogige Luke eingeschnitten im Gegensatz zu allen übrigen, in deren Grunde je zwei

Spitzbogenblenden mit runder Einblendung über ihrer Mitte angebracht waren. Die einzelnen, staffelförmig dem hinter der Schauwand liegenden Dachbodenraum folgenden Luken ließen aller Breitenlagerung der Fassade zum Trotz doch in kompositioneller Beziehung noch leise die alte Dreiecksidee durchklingen. Während die beiden anderen Hausfronten wahrscheinlich durch märkische Bauten wesentlich beeinflußt sind, dürfen wir bei diesem Giebel, der vermutlich noch dem 14. Jahrhundert angehörte, sicherlich Beziehungen zum Rathausbau und vielleicht auch ähnlichen Gebäuden in Lübeck annehmen, wie wir sie ja auf dem großen Holzschnitt von Geffcken verschiedentlich beobachten können.

ANKLAM.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nordostdeutschland. Berlin 1926.
Kugler, F.: Pommersche Kunstgeschichte. Stettin 1840.
Lemcke, Hugo: Die Bau -und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin, Heft II: Der Kreis Anklam. Stettin 1899.
Lutsch, Hans: Mittelalterliche Backsteinbauten Mittelpommerns. Berlin 1890.
Schmitt, Otto: Mittelpommern (in „Deutsche Lande, deutsche Kunst": „Pommern", hrsg. von Burkhard Meier). Berlin 1927.

Anklam, rechts an der Peene gelegen, etwa sieben Kilometer vor deren Mündung, war ehemals eine slawische Festung, wurde aber im 12. Jahrhundert von deutschen Kolonisten besiedelt und zeichnete sich im Mittelalter als Glied des Hansabundes durch Reichtum und Macht aus.

Trotz schwerer Feuersbrünste und Kriegswirren haben sich ältere Bürgerhäuser hier in ziemlichem Umfange erhalten. Auffallend ist an einigen dieser Gebäude die merkwürdig späte Datierung durch die zu

Jahreszahlen gebildeten Maueranker bei noch ganz mittelalterlicher Struktur. Es wäre ja möglich, daß sich gotische Formen sehr lange neben den neuen der Renaissance behauptet oder mit ihnen vermischt hätten. Das müßte aber in Anklam, wenn wir den Jahreszahlen glauben dürften, bis weit ins 17. Jahrhundert der Fall gewesen sein, was wohl kaum anzunehmen ist. Wir werden vielmehr schließen dürfen, daß die betreffenden Daten in der Mehrzahl der Fälle von späteren Renovierungen und Umbauten herrühren. Bereits H. Lemcke hat nachdrücklich auf diese Widersprüche hingewiesen, ferner auch darauf, „daß die Angaben der Chroniken über Feuersbrünste und die dadurch bewirkte Zerstörung von Gebäuden, das sog. Niederbrennen, mit Vorsicht zu behandeln und nicht von vornherein buchstäblich zu nehmen sind. Wir finden oft genug an solchen Gebäuden, von denen es heißt, daß sie vollständig niedergebrannt seien, Bauteile von erheblichem Umfange, die jene Zerstörung fast unbeschädigt überdauert haben und jedenfalls älter sind als das angegebene Jahr der Zerstörung“ [1]). Bei einem massiven Bau wird es sich, wenn auch nicht in den meisten Fällen, wie Lemcke meint, so doch hin und wieder nur um ein Ausbrennen der Holzteile gehandelt haben, während die Grundmauern erhalten blieben und beim Neubau des Hauses nach Möglichkeit wieder benutzt wurden.

Dies müssen wir auch annehmen von dem ehemals mitten auf dem Marktplatz gelegenen Alten Rat-

---

[1]) Lemcke, S. 161.

hause, von dessem Aussehen uns eine alte Lithographie von Loëillot in der Sammlung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde zu Stettin ein anschauliches Bild gibt. Es soll nämlich laut Chronik sowohl einem großen Stadtbrande im Jahre 1384 als auch einer Feuersbrunst von 1525 zum Opfer gefallen sein [2]), womit jedoch noch nicht bewiesen ist, daß es in allen Teilen erst nach dem letzten Brande neu entstanden war. Das von Osten nach Westen orientierte Satteldach wurde von zwei Pfeilergiebeln begrenzt, der für Anklam, soweit es sich aus alten Abbildungen und den noch erhaltenen Resten des Profanbaues nachprüfen läßt, typischen Giebelform.

Die in Wimpergen endigenden sechs Felder des Ostgiebels des alten Rathauses (Lemcke, Fig. 59) wurden begrenzt von kräftigen Pfeilern, deren Kanten schlanke Rundstäbe vorgelegt waren. Die geschoßweise angeordneten Luken- bezw. Blendenpaare hatten spitzbogigen Schluß. Der auf der vorliegenden Abbildung nur schlecht erkennbare, weil stark verkürzte Westgiebel (Lemcke, Fig. 58) dürfte ähnlich gestaltet gewesen sein bis auf die hier vorliegende Siebenfeldrigkeit. In den Jahren 1841—42 wurde das ganze Gebäude niedergelegt, „um einem vermeintlichen Wunsche Friedrich Wilhelms IV. nachzukommen“ [3]).

Ein stattlicher Giebel von ungefähr gleicher Form wie der östliche des ehemaligen Rathauses erhebt sich noch heute mit fünf Geschossen in alter Pracht über

[2]) Lemcke, S. 153.
[3]) Lemcke, S. 154.

dem Hause Markt 13 (Schmitt, Abb. 84). Auch hier ist eine gerade Aufteilung, und zwar in acht Felder, vorgenommen. Die Mitte wird noch dadurch besonders akzentuiert, daß der betreffende Pfeiler zum Unterschiede von den übrigen doppelte Breite erhalten hat. Uns begegnet hier das gleiche Motiv wie in Greifswald Markt 13 (Adler, Abb. 20), aber ohne die dort durch die schmale Blende bewirkte Erleichterung und Steigerung der Vertikalbewegung. Sämtliche Pfeiler haben flache Vorlagen mit abgefasten Ecken. Die in den einzelnen Geschossen untergebrachten Luken erheben sich über schmalen Gesimsen und werden paarweise von einem Spitzbogen zusammengefaßt, in dessen Schluß mit Ausnahme des untersten Stockwerks Rundblenden sitzen. Jedes Feld löst sich nach oben in ein Ziergiebelchen auf. Der ganze Giebel ist bis auf die äußerste linke Seite recht gut erhalten.

Nicht so der Nachbargiebel, Markt 12, der heute nicht nur verputzt, sondern auch arg verstümmelt ist, dessen ehemalige Form uns aber noch in einer Lithographie im Besitze der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde aus dem Jahre 1834 erhalten ist (Lemcke, Fig. 64). Erdgeschoß und zweiteiliger Giebel des sehr schmalen Grundstückes waren durch einen Vierpaßfries voneinander getrennt. Die drei fast gleich hohen Rundpfeiler waren zuoberst durch schmale Blenden belebt.

Gänzlich verschwunden sind die hübschen Fassaden der auf derselben Lithographie noch sichtbaren Häuser Markt 11 und 10. Das letztere wies dem vorer-

wähnten Giebel Markt 13 verwandte Züge auf bis auf seine Fünffeldrigkeit. Lebhaft kontrastierte hierzu die Fassade Markt 11. Sie war ebenfalls fünfteilig und trug im unteren Giebelgeschoß auch die übliche horizontale Fensterreihe; dann aber folgte in der oberen Zone eine reine Vertikalbewegung, einmal bewirkt durch die senkrechten Pfeiler, zum anderen und ganz besonders durch schlanke, zu zweien gekuppelte Spitzbogenblenden innerhalb eines jeden Feldes.

In üblicher Weise organisiert ist die Front des Hauses Peenstraße 50 (Lemcke, Fig. 76), doch dürfte der sonst recht gut erhaltene Giebel ehemals ein Stockwerk tiefer aufgesetzt haben, worauf zwei über der jetzigen Sohlbank stehengebliebene spitzbogige Blendenschlüsse hinweisen. Die Giebelchen über den einzelnen Stufen zeigen diesmal keine runden Einblendungen, sondern Durchbrüche. Die gekuppelten Luken sind flachbogig abgedeckt. An Formsteinen findet sich nur die abgefaste Ecke bei den Pfeilern und ihren Vorlagen. Alle übrigen Dekorationsglieder zeigen die Scharfkantigkeit des einfachen Normalziegels, wodurch eine massigere Geschlossenheit der Formen erreicht wird. Die schmiedeeisernen Ankersplinte haben die Gestalt der heraldischen Lilie bis auf vier, welche die Jahreszahl 1617 bilden, die aber schwerlich als Erbauungsdatum anzusehen ist.

Auf einer alten photographischen Aufnahme der heute umgebauten Hausfront Markt 4 (Lemcke, Fig. 67) ist im Unterbau noch das mächtige, durch zwei Geschosse reichende gotische Portal erhalten. Vier aus

drei Seiten des Sechsecks gebildete Pfeiler, die sich auf halber Höhe in scharfem Rücksprunge verjüngten, schlossen die drei viergeschossigen Giebelfelder ein. Das mittlere, etwas höhere wurde von einem Spitzgiebel mit großer Rundblende bekrönt, die beiden seitlichen sind auf der Abbildung nochmals in sich gestaffelt, doch scheint mir diese Abtreppung auf Verstümmelung zu beruhen, worauf die m. E. später verkleinerte Spitzbogenblende zur äußersten Rechten, sowie der völlig schmucklose Rand der unteren Stufe jeder Seite hinweisen. Wahrscheinlich war das freistehende Mauerwerk brüchig geworden oder die Baufälligkeit der ganzen Fassade verlangte eine Erleichterung des Giebels. Die paarweise angeordneten Blenden und Luken waren mit gedrückten Spitzbögen geschlossen.

Der Giebel Steinstraße 14 (Lemcke, Fig. 79) zeigt die schon beobachtete Pfeilerausbildung mit Vorlage und abgefasten Ecken. Die Felder des Giebels steigen stufenförmig an und sind, der Dachlinie folgend, oben abgeschrägt. Die Giebelgeschosse werden begrenzt durch schmale Gesimse und belebt durch einfache rundbogige Blenden, in deren Grunde teilweise einzelne Luken eingeschnitten sind. Die Blenden des untersten Stockwerks sind sehr niedrig, was auf eine Verkürzung zugunsten eines hohen zweiten Wohngeschosses deuten mag. Die Erbauungszeit dieser Fassade wird frühestens ins 16. Jahrhundert anzusetzen sein, ebenso wie die des Hauses Peenstraße 52 (Lemcke, Fig. 77). Die von ehemals neun quadratischen Pfeilern eingeschlossenen Felder — zwei Pfeiler zur

Linken mit dazu gehörigem Felde sind heute verschwunden — werden durch zwei Reihen gekuppelter Blenden gegliedert. Die unteren Blenden weisen spitzwinkligen, die obigen rundbogigen Schluß auf. Die beiden Mittelfelder tragen schräge, die übrigen viertelkreisförmige Endigungen.

Nicht durch vorgelegte, sondern fialenartig auf die Giebelschrägen aufgesetzte Pfeiler ist die Front des Hauses Peenstraße 7 (Lemcke, Fig. 72) geschmückt. Die ganze Mauerfläche ist in ein reiches Netzwerk von spitz- oder flachbogigen und großen Rosenblenden aufgeteilt. Die zahlreichen Maueranker sind teils ornamentiert und teils zu Buchstaben (D M B), sowie der Jahreszahl 1672 geformt. Auch dieses Datum dürfte der Erbauungszeit nicht entsprechen, sondern von einer späteren Wiederherstellung des Giebels herrühren, und zwar des über der Jahreszahl liegenden Teiles, der anderen Mauerverband und anderes Ziegelformat aufweist [4]).

Bei der Betrachtung der Giebelbildungen im Anklamer Profanbau ist schließlich noch des einzig erhalten gebliebenen Stadttores, des 32 m hohen Steintores (Stadtseite: Schmitt, Abb. 70; Feldseite: Lemcke, Fig. 62), zu gedenken. Der durch mannigfachen Blendenschmuck gezierte Turm endigt auf der Stadt- und Feldseite in fast vollkommen gleichen, fünfteiligen Pfeilergiebeln. Die gestaffelten Felder werden umrahmt von wagerechten und senkrechten Putzfriesen und im Innern durch Spitzbogenblenden belebt.

[4]) Lemcke, S. 171.

DEMMIN.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nordostdeutschland. Berlin 1926.

Kugler, F.: Pommersche Kunstgeschichte. Stettin 1840.

Lemcke, Hugo: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin, Heft I: Der Kreis Demmin. Stettin 1898.

Lutsch, Hans: Mittelalterliche Backsteinbauten Mittelpommerns. Berlin 1890.

Schmitt, Otto: Mittelpommern (in „Deutsche Lande, deutsche Kunst": „Pommern", hrsg. von Burkhard Meier). Berlin 1927.

In Demmin an der Peene, einer der ältesten Städte Pommerns, haben in erster Linie mehrere verheerende Stadtbrände und Belagerungen gründlich unter dem Profanbau des Mittelalters aufgeräumt. Nur ein einziges Stadttor, das Luisentor, ehemals Kuhtor (Stadtseite: Schmitt, Abb. 71), hat in einsamer Größe den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt. Das unterste Geschoß mit der Torfahrt ist aus quadermäßig geschichteten Granitfindlingen, das übrige Mauerwerk

aus Ziegelsteinen aufgeführt. Die das steile Satteldach begrenzenden, dreistufigen Giebel mit Pfeilervorlagen zeigen auf der Stadt- und Feldseite gleiche Struktur. Eine gewisse Verwandtschaft mit dem vorerwähnten Steintor in Anklam ist unverkennbar und erklärt sich leicht aus der engen Nachbarschaft der beiden Städte. Daneben finden sich aber auch merkliche Unterschiede im Kompositionsschema, und zwar schon am Unterbau der beiden Tortürme: in Anklam mehrere horizontal gelagerte, mit schlichten Blenden geschmückte Geschoßreihen, in Demmin ein einziges mächtiges Vertikalsystem dreifach gekuppelter, kirchenfensterähnlicher Blenden. Bei den Giebeln ist das Verhältnis gerade umgekehrt: dort mehr Vertikalismus, hier ein ruhigeres System von gleichwertigen Wagerechten und Senkrechten, das lediglich durch die Aufwärtsbewegung der Pfeilerendigungen durchbrochen wird. Zwar finden sich auch am Steintorgiebel zu Anklam kleine wagerechte Gesimse als Stockwerksgrenzen, aber sie treten nicht so stark in Erscheinung wegen der einheitlichen, straffen Spitzbogenblende unter jeder Stufe. Beim Luisentor hingegen haben wir die in den bisher behandelten pommerschen Städten vielfach beobachtete Reihung der durch einen gemeinsamen Spitzbogen zusammengefaßten Luken- bezw. in diesem Falle Blendlukenpaare. Die heute leeren Mauerflächen zwischen den Blendensystemen des Unterbaues und den Giebeln beider Tore zeigen (wie in Rostock beim Kröpeliner Tor) deutliche Spuren eines ehemaligen Wehrganges.

Von der Stadtseite des zu Beginn des 19. Jahr-

hunderts abgebrochenen Kahldenschen Tores gibt uns eine Skizze von 1824 im Ratsarchiv zu Demmin noch ein ziemlich gutes Bild (Nachzeichnungen: Lutsch, S. 34, und Lemcke, Fig. 14). Es war in seinem Unterbau weit gedrungener als das Luisentor. Ueber der spitzbogigen Torfahrt erhoben sich nur zwei niedrige, mit Blendenreihen gezierte Geschosse. Das Satteldach wurde von zwei Stufengiebeln abgeschlossen, die an den Ecken kleine Pfeileraufsätze trugen. Entsprechend der Staffelung war der Innengiebel durch fünf Blenden gegliedert, die ihren oberen Abschluß durch steigende Rundbogenfriese erhielten.

LÜNEBURG.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. V, Nordwestdeutschland. Berlin 1912.

Eicke, Karl: Die bürgerliche Baukunst Niedersachsens, I (Mittelalter und Renaissance), Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Heft 209. Straßburg 1919.

v. Essenwein, August: Der Wohnbau des Mittelalters (Handbuch der Architektur, II. Teil, Bd. IV, Heft 2). Zweite Auflage bearb. von Otto Stiehl. Leipzig 1908.

Havemann, F.: Der Bau des Rathausturmes in Lüneburg 1715 bis 1720 (Die Denkmalpflege, XVI. Jhrg.). Berlin 1914.

Krüger, Franz, und Reinecke, Wilhelm: Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, Teil III, Heft 2 und 3: Stadt Lüneburg. Hannover 1906.

Krüger, Franz: Ueber Versackung, Verdrückung und Verfall der Lüneburger Baudenkmäler (Die Denkmalpflege, XVIII. Jhrg.). Berlin 1916.

Derselbe: Lüneburg (in „Deutsche Lande, deutsche Kunst", hrsg. von Burkhard Meier). Berlin 1928.

Mithoff, H. Wilh. H.: Kunstdenkmale und Altertümer im Hannoverschen, IV. Bd.: Fürstentum Lüneburg. Hannover 1877.

Wolf, Gustav: Die schöne deutsche Stadt (Norddeutschland). München 1925.

An der Stelle der heutigen Stadt Lüneburg befanden sich ursprünglich zwei getrennte Ortschaften, das Dorf Modestorpe an der Ilmenau, einem linken Nebenfluß der Elbe, und das eigentliche alte „Luniburc" am Fuße des „Kalkberges", einer aus der sonst im allgemeinen flachen Heide emporragenden Zechsteinkuppe. Hier entsprang aus mächtigen unterirdischen Steinsalzlagern eine starke Solquelle, deren Ausbeute die erste Ansiedlung veranlaßt haben wird, und mit deren Ergiebigkeit das rasche Aufblühen Lüneburgs, sein bürgerlicher Reichtum und seine Macht im Mittelalter, eng verknüpft war. Eine Burg auf der Höhe des Kalkberges bot dem jungen Gemeinwesen Schutz in Stunden der Gefahr. Die Gründung Lüneburgs wird dem Sachsenherzoge Hermann Billung zugeschrieben. Schon 959 wird es urkundlich eine Stadt genannt. Wahrscheinlich um 1200 vollzog sich die Vereinigung mit Modestorpe [1]). Die bauliche Verschmelzung beider Siedlungen, für damalige Zeiten weit auseinandergelegen, ging naturgemäß nur ganz allmählich vor sich, und noch lange Zeit werden sich im Innern der Stadt unbebaute Flächen befunden haben. Die Entstehung der für eine mittelalterliche Gründung ungewöhnlich großen Plätze, Neuer Markt und Sand, ist wahrscheinlich hieraus zu erklären [2]). Im Jahre 1247 erhielt Lüneburg Stadtrecht und schloß sich zu Beginn des 14. Jahrhunderts dem Hansebunde an, in dem es eine wichtige Rolle spielte, nicht allein durch seinen Salzhandel, sondern auch da-

[1]) Krüger und Reinecke, S. 1 ff.
[2]) Mithoff, S. 138 [1].

durch, daß seine territoriale Lage es zum berufenen Bindeglied zwischen Lübeck und den übrigen Städten des wendischen Kreises einerseits, sowie den Hansestädten des sächsischen Binnenlandes auf der anderen Seite machte.

Die Backsteinarchitektur, welche noch heute dem Straßenbilde Lüneburgs ihr entscheidendes Gepräge gibt, fand erst verhältnismäßig spät im 14. Jahrhundert in ausgedehnterem Maße Eingang. Diese auffallende Erscheinung ist darin begründet, daß man sich bis dahin beim Bauen auf ein leichter und billiger zu beschaffendes heimisches Material beschränkt hatte, auf Gipsquader, welche von dem heute abgetragenen, neben dem Kalkberge gelegenen Schiltstein stammten. Erst das allmähliche Versiegen dieser natürlichen Quelle und das Vorbild der Nachbarstädte wird auch die Lüneburger Bürger veranlaßt haben, den Bau mit künstlichen Steinen zu beginnen. Die erste Ziegelei wird 1282 genannt [3]). Und von da an kam der Backsteinbau rasch zu überragender Bedeutung und schließlich zu alleiniger, unumschränkter Herrschaft. Der Bauwille der Stadt wandte sich wie anderorts zunächst den großen Gemeinschaftsbauten, den Kirchen und dem Sitze der Verwaltung, dem Rathause am Neuen Markt, zu, während die Bürgerhäuser sich wohl noch in bescheidenen Grenzen hielten. Im 14. Jahrhundert wurden die Johannis- und Lambertikirche, sowie die Klosterkirche St. Michael begonnen; die vierte große Kirche Lüneburgs, St. Nikolai, erstand

[3]) Krüger, 1928, S. 5.

im folgenden Jahrhundert. Ein inzwischen wohlhabend gewordenes Bürgertum, unter dem namentlich die Pächter der Salzpfannen, die Sülfmeister, eine bedeutsame Rolle spielten, wandte sich nun auch in vermehrtem Umfange dem Wohnhausbau, insbesondere der schmuckvolleren Fassadengestaltung, zu. Eine kraftvolle und klare Sachlichkeit zeichnet diese ersten bemerkenswerten Bauten aus. Alle Formen sind bedingt durch die zugrunde liegende Konstruktion, nichts wirkt dekorativ überflüssig. Lübischer Einfluß sprach hier sicher auch ein bestimmendes Wort. Das spätere Mittelalter erst entfernte sich von diesem Vorbilde durch einen schließlich erdrückenden Reichtum an dekorativen Momenten, entwickelte eine von Lübeck streng geschiedene Formengruppe und schuf das Bild, das heute als charakteristisch für Lüneburger Profanarchitektur gilt. Leider ist von jenen so geschlossen und vornehm wirkenden rein gotischen Häusern nur noch sehr wenig erhalten bezw. durch das Bild überliefert. Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begann jenes Zierglied einzudringen, das der übertriebenen Schmucksucht der Folgezeit zum Verhängnis werden sollte, der Taustein, dessen schräge Linien Unruhe in das Gefüge der Backsteinflächen brachte. Am Ende des 15. Jahrhunderts hatte der Schöpferwille gotischer Kraft alle Möglichkeiten der Gestaltung vollends zur Reife gebracht; das 16. Jahrhundert zehrte bis zum schließlichen Verfall von diesem Formenschatz, neues wurde nicht mehr geschaffen. Der neue Geist der Renaissance und der größte Wohlstand Lüneburgs führten zwar zu einer außerordentlich reichen

Bautätigkeit des Bürgertums — die meisten der heute noch vorhandenen ragenden Giebelhäuser stammen aus dieser Zeit —, welche sich aber lediglich in äußerem Reichtum und dekorativer Mannigfaltigkeit dokumentierte. Denn trotz allen äußeren Glanzes vermag doch nichts darüber hinwegzutäuschen, daß es sich hier in der Tat um eine Verfallserscheinung handelt. Die Kraft der Gotik war verloren gegangen, die Schmuckformen erscheinen nicht mehr als eine zwingende Folge konstruktiver Notwendigkeit, sondern sind rein dekorativ verwendet, vor allem der Taustab, der bis zum Ueberdruß sämtlichen Strukturteilen aufgelegt wird. Aus vielen dieser späten Fassaden spricht offensichtlich nichts weiter als ein behäbiges, bürgerliches Auftrumpfen. Das Gefühl für architektonische Massen- und Flächengliederung war völlig verloren gegangen. Ein Fortschreiten auf diesem Wege, geschweige denn eine Weiterentwicklung war nicht gut möglich. So ist denn auch um 1600 die Backsteinbaukunst Lüneburgs auf gotischer Ueberlieferung gestorben.

Die Mehrzahl der mittelalterlichen Patrizierhäuser ist in der Tiefenrichtung entwickelt, derart, daß eine Giebelfront der Straße zugekehrt ist. In den Hauptstraßen haben sie fast ausschließlich ganz aus Backsteinen errichtete Umfassungsmauern. Nur an Nebenstraßen und Höfen finden wir auch Fachwerkhäuser, meist aber mit massivem Unterbau. Charakteristisch für den Aufbau der älteren Backsteinbauten ist ein niedriges Stockwerk, das sich vielfach über dem Dielengeschoß erhebt. Dann erst folgt das hohe giebel-

geschmückte Dach. Aber dieses Zwischengeschoß war nicht für Wohnzwecke bestimmt, sondern, wie das Vorhandensein der Ladeöffnung über dem Eingangstor beweist, diente es anfangs ebenso wie die Dachbodenräume als Speicher für Handelsgut. Erst im 16. Jahrhundert wurden Gebäude mit mehreren Wohngeschossen üblich. Das Erdgeschoß blieb meist schmucklos bis auf das Portal, das seit der Renaissance gern in Sandstein ausgeführt wurde, da dieses leichter zu bearbeitende Material der Schmuckfreudigkeit mehr entgegenkam als der spröde Backstein. Die vom Ende des 16. Jahrhunderts an sehr beliebten malerischen Utluchten müssen heute aus Verkehrsrücksichten leider oft wieder beseitigt werden. Eine in Lüneburg häufig angewandte, allerdings nicht gerade schöne Konstruktion läßt am Fuße der massiven Giebel eichene, sogenannte Ortbalken zutage treten, die gewöhnlich gleichzeitig den horizontalen Sturz der darunter befindlichen Fenster bilden. Eine andere mehrfach zu beobachtende Eigentümlichkeit besteht in der straßenseitigen Aufteilung des Grundstückes in ein Haupthaus und ein kleineres Nebengebäude. Diese Anordnung findet sich auch in anderen Städten, z. B. Lübeck (Löwenapotheke, Holm, Abb. 27) und Rostock (Große Wasserstraße 30, Lorenz, 1914, Abb. 66), und entstand wahrscheinlich durch Ueberbauung einer früher zum Hofe führenden Durchfahrt, die mit der Einschränkung landwirtschaftlicher Betätigung überflüssig wurde. Daß es sich um spätere Anbauten handelt, ist meist unschwer an dem vom Hauptbau abweichenden Stilcharakter ihrer Fassade abzulesen. Die Entstehungs-

zeiten der Lüneburger Profanbauten sind zwar in großen Gruppen erkennbar, lassen sich aber nur in den wenigsten Fällen genau datieren. Fast alle der erhaltenen ältesten Wohnhäuser werden nach 1400 gebaut sein.

Eine merkwürdige Erscheinung an vielen der mittelalterlichen Giebelhäuser ist ihre oft beängstigende schiefe und verbogene Stellung, deren Ursprung, wie Fr. Krüger in einem interessanten Aufsatz ausführlich dargelegt hat[4]), weniger auf mangelhafte Ausführung oder schlechte Unterhaltung, als in der Hauptsache auf Störungen des Untergrundes und Einwirkungen des beim Bauen verwandten Gipsmörtels zurückzuführen ist. Infolge eines gewaltigen Naturereignisses vorgeschichtlicher Zeit wurden die beiden Zechsteinkuppen, Kalkberg und Schiltstein, durch die überlagernden jüngeren Schichten emporgepreßt. Hierbei erfolgte eine unterirdische Zerklüftung des in nächster Nähe um den Kalkberg liegenden Geländes, welche sich durch Erdsenkungen und Versackungen noch bis in neueste Zeit bemerkbar gemacht hat. Während aber diese Erscheinung nur das Gebiet der ersten Siedlung betroffen hat, erstreckt sich die andere, nachfolgend zu erläuternde auf sämtliche alten Stadtteile. Der Gips des Schiltsteines wurde zur Formung von Mauerquadern benutzt, das weichere Gestein des Kalkberges hingegen verwendete man zur Mörtelbereitung, und zwar stets ungemagert, d. h. ohne Beimischung von Sand. Dieser ungemagerte Gipsmörtel dehnte sich jedoch später, manchmal erst

---

[4]) Krüger, 1916, S. 33 ff.

nach Jahrhunderten, zumal er große Anteile totgebrannten Materials enthielt — das Brennen geschah recht primitiv in offenen Kalkrösen —, bei seiner durch Wasseraufnahme erfolgenden Erhärtung oft beträchtlich aus. Natürlich konnten diese Treibwirkungen nicht ohne Einfluß auf das Mauerwerk bleiben. Sie machten sich insbesondere an all den Teilen zerstörend bemerkbar, welche dem Regenwasser gute Angriffsflächen boten. Das waren in erster Linie die frei über die Dachfläche hervorragenden Giebelschultern. Daher sind sehr viele ehemalige Treppengiebel Lüneburgs nur noch mit einfacher Dachschräge auf uns gekommen. Das Eindringen von Wasser in die Mauer wurde auch begünstigt durch den bis ins 18. Jahrhundert hinein üblichen Brauch, die stärkeren Außenwände in Füllmauerwerk mit einem halben bis einem Stein Verblendung auszuführen, da hierbei senkrechte Fugen zwischen Kern und Außenschale entstanden. Außerdem bestand der Kern häufig aus reinem Gipsmörtel, manchmal vermischt mit ungebrannten Gipsbrocken, dehnte sich also ebenfalls aus und drückte hin und wieder die Schale ab, welche ja nur durch wenige Binder mit dem Kern in Verband stand. Im übrigen führte die Treibwirkung des totgebrannten Gipsmörtels nur zu jenen bizarren Verbiegungen und Verkrümmungen, die aber, wenn sie auch noch so gefährlich aussehen, nicht weiter bedenklich sind, weil der Mörtel, erst einmal wirklich erhärtet, eine außerordentliche Festigkeit und Bindefähigkeit erlangt.

Nur noch wenige Giebel in schlichter Drei-

ecksgestalt sind heute zu finden, werden auch immer in der Minderzahl gewesen sein. Gleich dem lübischen wird der Lüneburger Bürger zu allen Zeiten den schmuckvolleren Stufengiebel bevorzugt haben, und zwar von Anfang an. Der Dreiecksgiebel ist sicher nicht als die älteste Form zu betrachten, wie es in den Kunstdenkmälern der Stadt Lüneburg angenommen wird [5]).

Das Eckhaus Auf dem Kauf 9 (Krüger, 1928, Abb. 32) gehört zu einem Hofe, den das Kloster Lüne im Jahre 1376 kaufte. Es soll damals schon gestanden haben, wäre also eines der ältesten erhaltenen Häuser Lüneburgs [6]). Ueber seinen drei Hauptgeschossen erhebt sich nun allerdings ein ganz schlichter Dreiecksgiebel, was jedoch noch nicht ausschließt, daß daneben auch schon Treppengiebel vorhanden waren. Die glatte Mauerfläche wird hier nur von geschoßweise verteilten kleinen Spitzbogenblenden durchbrochen, welche heute zum Teil zugemauert sind. Jede der Blenden enthält eine durch Stichbogen geschlossene, in neuerer Zeit verglaste Lichtöffnung.

Ein anderes Beispiel für diese einfachste Form haben wir an dem Giebel Rosenstraße 10, der ebenfalls nur durch Luken gegliedert ist, die aber diesmal rundbogig abgedeckt sind. Die Leibungen der Oeffnungen haben gedoppelte Rundprofile. Das Gebäude war das ehemalige Scharfrichterhaus und

[5]) Krüger und Reinecke, S. 327.

[6]) Krüger, 1928, S. 33.

dürfte in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu setzen sein.

Der Hintergiebel Große Bäckerstraße 26 ist äußerst reich gegliedert. Wagerechte, von Taustäben eingefaßte Putzfriese kennzeichnen die Höhe der Stockwerke. Das in Wechselschichten aufgeführte Mauerwerk zwischen den Friesen wird durchbrochen von Reihen flachbogig abgedeckter Luken und Blendluken mit Tausteinprofilen. Vor den Mauerpfeilern neben den Luken sitzen lotrechte Taustäbe, in der Mitte des zweiten und vierten Bodengeschosses je eine große Kreisblende mit verputztem Grunde. Zuoberst befindet sich eine Spitzbogennische, in der wahrscheinlich ehemals eine jetzt auf dem Hofe aufbewahrte Christophorusfigur stand. Einige kleine Tausteinkränze vollenden den Schmuck der sehr bemerkenswerten Fassade, welche mit ihrem vorwiegenden Horizontalismus sicher erst in das 16. Jahrhundert gehört, was auch durch den Chronisten Hammenstedt (nach 1580) bestätigt wird. Nach ihm wurde das Haus 1509 erbaut, und zwar schreibt er mit Bezug auf dieses Jahr: „her Luedtke van Dassel, der nhunmehr reich und stadtlich bogudert durch den saltzkauf, haet gebauwet das schöne haus in der Beckerstraten, welkes alhie an der Muntstraten bolegen . . . .“ Der sich an den Rändern nur schlecht den Dachschrägen anpassende und teilweise hier auch zerstörte Taustabschmuck legt die Vermutung nahe, daß es sich bei dieser Fassade ursprünglich gar nicht um einen einfachen Dreiecksgiebel gehandelt hat, sondern um einen gestaffelten. Ich halte indessen diese Möglichkeit nicht

für sehr wahrscheinlich. Ganz abgesehen davon, daß man sich bei einer Hinterfront meist mit der einfacheren Form begnügte, müßte die Stufenbildung sehr unregelmäßig gewesen sein, da die Stockwerkshöhe in den ersten drei Geschossen nach oben hin abnimmt und schließlich in den beiden letzten wieder etwas größer wird. Auch die gar nicht achsengemäße einfache Reihung der Luken bezw. Blendluken scheint mir mehr der Einordnung in das Gefüge eines einfachen Dreiecks zu entsprechen. Viel eher halte ich die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß die Taustabrahmungen erst nachträglich zugefügt worden sind.

Eine Bereicherung erfährt der Giebel mit einfacher Dachschräge durch Staffeln oder Ohren an den beiden Traufkanten.

Der Hintergiebel Am Berge 35 (Krüger, 1928, Abb. 35) ist hier zu nennen. Er zeigt im Gegensatz zu dem ältesten Beispiel der vorigen Gruppe bereits die beim gotischen Stufengiebel gebräuchliche Auflösung der Wand in stützende und füllende Teile durch in den Mauerkern eingeschnittene Blenden, die von der Sohlbank bis unter den Stufenrand bezw. hier bis unter die Dachschrägen senkrecht aufsteigen, wo sie sich spitzbogig schließen. Die Mitte des sehr schönen, achtteiligen Giebels hat durch eine flache Mauervorlage noch eine besondere Betonung erhalten. In das Füllmauerwerk der Hauptblenden sind nochmals je zwei schmale Spitzbogenblenden mit schlankem Trennungspfosten eingeschnitten, über deren Mitte eine kleine Kreisblende sitzt. Die Ecken der mittleren Vorlage,

sowie der großen Blenden sind schräg abgefast. Die Lichtöffnungen der drei Bodengeschosse sind paarweise angebracht und werden durch den Blendenpfosten voneinander getrennt. Das Gebäude war die ehemalige Propstei des Prämonstratenserklosters Heiligental, das 1385 nach Lüneburg verlegt und dessen Baulichkeiten sicher schon kurz darauf aufgeführt wurden. Um 1400 ist also wahrscheinlich auch unser Giebel zu datieren. Das Taustabgesims am Fuße des Giebels und unter dem horizontalen Abschluß der Ohren halte ich bei diesem frühen Beispiel für nachträgliche Zutat.

Der Straßengiebel (Aufnahme Nr. 1997, 2 der staatl. Bildstelle, Berlin) ist arg verstümmelt. Nur eine ehemalige Blendengliederung läßt sich noch ablesen durch die stehengebliebenen Reste senkrechter Pfosten mit Rundecken. Ich vermute, daß seine jetzige Dreiecksgestalt nicht ursprünglich ist, sondern daß er abgetreppt war.

Der rückwärtige Giebel Große Bäckerstraße 15 (Krüger und Reinecke, Fig. 163) hat an seiner linken Traufkante ebenfalls eine Staffel — die rechte Ecke wird verdeckt durch das Dach eines Anbaues —, außerdem zuoberst am Dachfirst. Der Schmuck beider Stufen besteht aus Taustabumrahmung und gekuppelten Einblendungen mit Kleeblattbogenschluß. Die unregelmäßig verteilten Luken bezw. Ladeöffnungen sind mit Stichbögen abgedeckt und Taustäben eingefaßt. Wagerechte Gesimse zur Markierung der Giebelgeschosse, zuunterst ein Fries in Aehren- oder Fischgrätenmusterung (opus spicatum), sowie die reichliche Verwendung des Tausteines verweisen den Giebel in das 16. Jahrhundert.

Schon an den wenigen bisher behandelten Dreiecksgiebeln ließen sich charakteristische und zeitlich bedingte Stilwandlungen feststellen; dies ist in verstärktem Maße möglich bei den Stufengiebeln, welche in so großer Anzahl und aus den verschiedensten Zeiten erhalten sind, daß wir ihre Entwicklungsstadien in lückenloser Aufeinanderfolge vom Beginn des 15. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert überschauen können.

Das Grundstück Auf der Altstadt 43 (Krüger, 1928, Abb. 33) besteht aus zwei Häusern, deren linkes einen ganz schlichten, siebenteiligen Treppengiebel mit Spitzbogenblenden trägt. Die Luken sind heute vermauert bis auf die der mittleren Blende. Die für Lübeck typische Markierung der Giebelschultern erfolgt hier durch kurz unter ihrem wagerechten Schluß angebrachte Rundstäbe, nicht wie dort durch simsartiges Vorkragen der obersten Steinschichten. An Formsteinen findet sich sonst nur die abgefaste Ecke.

Eine gleichfalls frühe Form unseres Typs fand sich an dem abgebrochenen Hause An der Münze 8 (Krüger und Reinecke, Fig. 121). Neun Blenden mit Fasenecken und spitzbogigem Schluß bis auf die mittelste, welche ebenso wie die Lichtöffnungen durch Stichbogen abgedeckt war, machten den einzigen Schmuck dieses ebenfalls noch ganz lübisches Gepräge aufweisenden Giebels aus.

Abwandlungen erfolgen zunächst derart, daß die senkrechten Mauerstreifen zwischen den Blenden reicher profiliert werden, und zwar in Gestalt von Bündelpfeilern

über einem Kern von dreieckigem Grundriß. Die zuinnerst liegenden Profile schließen sich meist noch im Spitzbogen, die äußeren setzen an den Stufen rechtwinklig ab und bilden so eine viereckige Umrahmung für jedes Feld. Die vielfach gekuppelten Luken haben in der Regel Kleeblattbogenschluß und sitzen auf leicht vorkragenden Gesimsen auf, durch die sich schon leise der Horizontalismus der Renaissance ankündigt. Vermutlich sind jedoch all diese Fassaden noch in die Zeit vor 1500 zu setzen.

Einen ganz altertümlichen Eindruck macht der rechte Giebel des Grundstückes Am Sande 53 (Krüger, 1928, Abb. 36). Er gehört sicher zu den ältesten Lüneburgs aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Das unterste Stockwerk des fünffeldrigen Giebels ist später zu Wohnzwecken umgebaut und hat jetzt unter Stichbögen verglaste Fenster. Im übrigen zeigt er die oben geschilderte Struktur. Ueber dem Kleeblattschluß einiger Luken- bezw. Blendlukenpaare mit jeweils durch alle Geschosse gehendem Trennungspfosten lassen sich noch Spuren einer früheren wimpergartigen Bekrönung entdecken. In der Mittelblende befinden sich flachbogige Ladeöffnungen und darüber der Aufzugsbalken, eine sehr beliebte Anordnung im Gegensatz zu Lübeck, welches vorzog, die Windevorrichtung im Innern des Hauses anzubringen. Wahrscheinlich mußten bereits im 16. Jahrhundert erhebliche Reparaturen an der Fassade vorgenommen werden, zumal an den das Dach überragenden Stufen. Hierbei ergänzte man nun die schadhaft gewordenen Teile wohl in der ursprünglichen Ge-

stalt, aber keineswegs unter Verwendung gleichen Formsteinmaterials, sondern ausschließlich mit Tausteinen ohne Rücksicht auf die Profilgliederungen, die diese fortsetzen mußten, völlig unbekümmert darob, daß hierdurch recht unschöne und abrupte Ansatzstellen über der alten Architektur entstanden.

Das Ecke Ochsenmarkt und Marienplatz gelegene Kämmereigebäude (Krüger und Reinecke, Fig. 100) bildet den westlichen Abschluß der später noch näher zu beschreibenden Rathausgruppe. Es wurde in den Jahren 1476—1480 erbaut[7]) und gehört mit seinem zum Ochsenmarkt orientierten Nordgiebel zu dem Schönsten, was Lüneburger Profanarchitektur des Mittelalters überhaupt geschaffen hat, alles in allem ein überaus reiches und farbenfreudiges, aber durchaus organisch gewachsenes, aus echtem Architekturempfinden hervorgegangenes Kunstwerk.

Der Unterbau ist leider stark verstümmelt. Das einst spitzbogige Portal ist in eine Rundbogentür, die ehemals mit Stichbögen überwölbten Fenster sind in rechteckige verwandelt worden. In spitzbogigen Nischen des Obergeschosses stehen drei Holzfiguren (Apostel, Maria mit Kind und der hl. Georg), darunter in gemauerter Umrahmung zwei hölzerne Schilde mit den Wappen des Landes (ein Löwe in offenem Torbogen) und der Stadt (ein dreitürmiges Stadttor mit dem Landeswappen). Ein geputzter Fries, begrenzt von Nasensteinbändern, scheidet das Unterhaus von dem in alter Pracht sorgsam wieder-

[7]) Eicke, S. 150.

hergestellten, viergeschossigen Stufengiebel. Schmale Gesimse innerhalb der sieben Spitzbogenblenden markieren die Höhe der einzelnen Stockwerke. Die Reihen der kleeblattbogigen Lukenpaare sprechen hierdurch im Verein mit den über ihnen angebrachten runden Einblendungen schon sehr stark als Horizontalmotive im senkrechten Gliederungssystem, das im vorigen Giebel noch ganz herrschend war. Dieses stockwerksmäßig Addierte wird dann in den folgenden Beispielen immer bedeutsamer, bis es schließlich zur alleinigen Herrschaft gelangt. Noch nicht ganz der Vertikalgliederung gleichgewichtig ist es hier, weil die Stufenränder um etwas gegen die Stockwerksgrenzen nach oben verschoben sind, ein in Lüneburg sehr selten vorkommendes Kompositionsschema; fast überall fallen beide in der Höhe zusammen. Im ganzen erinnert dieser Typ etwas an Stralsund, Semlower Straße 33 (Adler, Abb. 38), wenn auch ohne die dortige Leichtigkeit des dekorativen Spiels, die starke Negierung der kompakten Mauermasse. Die Füllmauern innerhalb des aus Wechselschichten aufgeführten Blendensystems sind wie üblich weiß verputzt. Die obersten Luken jedes Feldes, also die äußersten jeder Reihe sind verblendet; sondert sie dies Moment an sich schon von den durchbrochenen Luken ab, so scheinen sie zudem hier von den inneren Paaren völlig verschieden, weil man sie mit dem Spitzbogenschluß der großen Blenden zusammensieht. In der Folgezeit wird dieses letztere Motiv dann bewußt weiterverarbeitet: die äußersten Luken bleiben gekuppelt und verblendet auch nach Einstellung von schlichten

Einzelluken im Innern, unterscheiden sich also dann wirklich von diesen und bilden einen das Ganze umrahmenden, reicher geschmückten Stufenkranz (vgl. hierzu die späteren Giebelgruppen).

Von einem ganz ähnlichen, 1896 nach dem alten Vorbilde neu aufgebauten Giebel wird die Schauseite des sogenannten Kalandshauses[8]) (Krüger, 1928, Abb. 34) bekrönt. Die Fassade entspricht in allen Teilen durchaus dem Typ des gotischen Patrizierhauses. Die hohe Diele öffnet sich in einem Spitzbogenportal und zwei großen Fenstern zur Straße. Zwischen Diele und Giebel schiebt sich noch ein weiteres Stockwerk, das durch drei von kleinen Spitzbogennischen flankierte Lichtöffnungen erhellt wird. Drei Nischen gleicher Ausbildung stehen über dem Eingangstor. Rechts und links davon ist ein hübscher Laubwerkfries aus glasierten Formsteinen, sowie je ein Wappen der Stadt und des Landes angebracht. Der Giebel ist, wie gesagt, ähnlich dem des Kämmereigebäudes, aber kompositionell schon mehr zu einem Liniensystem geordnet, bei dem Wagerechte und Senkrechte gleichwertig sind, da die Giebelschultern mit der Höhe der Stockwerksgrenzen zusammenfallen. Der Taustab ist bereits reichlich verwendet an Stelle der herben gotischen Profile; die kreisförmigen Blenden über den Zwillingsluken sind durch Maßwerkrosetten ersetzt. Nichtsdestoweniger zeugt die ganz aus Wechselschichten gemauerte Fassade immer noch von großem architektonischem Formgefühl und wirkt keinesfalls überladen.

[8]) Krüger und Reinecke, S. 19.

Ueber die Erbauung des Hauses liegen keine urkundlichen Nachrichten vor, jedoch ist 1455 von der Absetzung eines Kalandsdechanten „in domo fraternitatis Kalendarum“ die Rede[9]). Man darf wohl annehmen, daß das erwähnte Gebäude mit dem heute bestehenden identisch ist, d. h. daß es damals schon an seinem jetzigen Platze in der Nähe der Johanniskirche gestanden hat. Im Jahre 1532 wurde die Brüderschaft aufgelöst und ihr Versammlungshaus kam in den Besitz der Stadt.

Die sonstigen Giebel dieser Reihe weisen mehr oder weniger starke Verstümmelungen auf, vor allem sind sie insgesamt um ihre Stufen gekommen.

Es wäre hier zunächst die Heiligengeistschule An der Münze 7 zu nennen. Die Straßenseite zeigt zwei Giebelfronten, dazwischen ein langgestrecktes Querhaus. Von den beiden Giebeln gehört der rechts befindliche (Krüger und Reinecke, Fig. 125) zu den Vertretern obigen Typs. Die Mauerpfeiler bestehen diesmal aus je drei wulstigen Rundstäben. Im übrigen hat offensichtlich ehemals eine weitgehende Uebereinstimmung mit der Struktur des Kämmereigebäudegiebels bestanden.

Das gleiche ist zu sagen von dem Giebel Am Berge 5 (Krüger und Reinecke, Fig. 122), nur treten hier in der Mittelblende an Stelle der Lukenpaare und Kreisblenden große Ladeöffnungen mit Stichbogendeckung. Die vertieften Zierkreise werden ausgefüllt von Maßwerkrosetten.

---

[9]) Krüger und Reinecke, S. 307.

Der Giebel des 1901 abgebrochenen Hauses Am Sande 49 (Krüger und Reinecke, Fig. 127) war vermutlich ähnlich organisiert wie Am Sande 53 (Krüger, 1928, Abb. 36). Während aber an diesem nur Spuren der wimpergartigen Aufsätze über den Kleeblattbögen der Luken festzustellen sind, der Giebel jedoch sonst recht gut die Zerstörungen der Jahrhunderte überdauert hat, war das Verhältnis bei der Fassade Am Sande 49 gerade umgekehrt. Fast alles war verändert, die dreieckigen Ziergiebelchen dagegen bestanden zum Teil noch. Sie waren mit Krabben und Spitzblume in Flachornament besetzt. Beim Abbruch des Gebäudes wurden sie der Altertumssammlung des städtischen Museums überwiesen [10]). Neben dem Haupthause stand einer der in der Einleitung erwähnten kleinen Anbauten über einer früheren freien Durchfahrt nach dem Hofe.

Den Beschluß dieser Gruppe möge der Giebel Grapengießerstraße 45 bilden. Seine Zugehörigkeit läßt sich jedoch nur vermuten; denn nichts ist geblieben als einige Reste seiner Blendenpfeiler mit frühen gotischen Profilen.

Die trotz der horizontalen Reihungen infolge der Blendengliederung noch leise vorklingende gotische Vertikaltendenz liegt gleicherweise der nächstfolgenden Giebelgruppe zugrunde; auch werden die viereckigen Umrahmungen der Felder, das beliebte Schmuckmotiv der Kreisblenden oder Rosetten, sowie der Wechsel von geputzten und ungeputzten Flächen, glasierten und un-

[10]) Krüger und Reinecke, S. 335.

glasierten Schichten nach wie vor beibehalten. Dagegen wird als Schluß der innerhalb des Rahmenwerks liegenden Blenden der Rundbogen an Stelle des Spitzbogens vorgezogen. Ferner treten jetzt nur noch die in jedem Dachgeschoß zu äußerst liegenden Blendluken wie bisher paarweise, die eigentlichen Lichtöffnungen dagegen einzeln und mit Stichbogen überdeckt auf, ein Motiv, auf das ich bereits oben hingewiesen habe. Endlich ist die ausgiebigere Verwendung des Tausteines zu beachten. Die Entstehungszeit dieser Gebäude fällt wahrscheinlich wie die der vorigen Gruppe noch ins 15. Jahrhundert, aber nicht vor 1450.

Einen recht gut erhaltenen Giebel besagter Formung finden wir Am Sande 46 (Krüger und Reinecke, Fig. 129). Die senkrechte Einfassung der Blenden wird gebildet von abgerundeten Mauerpfosten, an deren Rücksprung sich jederseits ein Taustab legt. Außerdem ist zu beachten, daß die kreisförmigen Verzierungen nicht in das Füllmauerwerk der Blenden eingetieft sind, sondern durch aufgelegte Tausteinkränze gebildet werden. Der Rest einer in die Türleibung eingemauerten Beischlagswange zeigt die Jahreszahl 1572 [11]), die indessen in derart beträchtlichem Widerspruch zu den Bauformen steht, daß sie keinesfalls als Baujahr angenommen werden darf. Es ist kaum möglich, daß neben den Bauten des ausgehenden 16. Jahrhunderts, welche völlig veränderte Baugesinnung ausdrücken, eine noch so durchaus gotische Fassade hätte entstehen können.

---

[11]) Eicke, S. 257.

In gleicher Weise gut erhalten und hierher gehörig ist der rechte Giebel des Doppelhauses Am Sande 8 (Krüger, 1928, Abb. 37). Eine ausführliche Analyse erübrigt sich, da er nichts wesentlich Neues bietet, gleichwie Große Bäckerstraße 13. Von dem heute veränderten Giebel befindet sich eine ältere Aufnahme Wilhelm Rieges im Lüneburger Museum, welche noch den ursprünglichen Zustand aufweist. Bemerkenswert ist die ausschließliche Verwendung des Taustabes für das gesamte Rahmenwerk.

Als letztes Beispiel dieser Reihe sei der in seinem Umriß und auch sonst erheblich verstümmelte Giebel Auf dem Meere 36 genannt, bei dem in den Kreisen als neues Schmuckmotiv Medaillons mit Köpfen angebracht sind.

Mit fortschreitender Aenderung der Baugesinnung tritt nun zunächst eine zunehmende Stille, Kühle, Bewegungslosigkeit in Erscheinung; Wagerechte und Senkrechte werden mehr und mehr gleichbedeutend. Das Ganze macht den Eindruck einer schachbrettartigen Zusammensetzung einzelner Kompartimente, wenngleich diese noch nicht aus Quadraten, sondern aus Hochrechtecken bestehen. Die senkrechten Pfeiler sind zu einfachen Rundeckenpfosten oder Taustäben reduziert und schließen rechteckig unter der Staffeloberkante. Demzufolge fallen auch die aus der Bündelung der Blendenpfeiler hervorgegangenen Bogenschlüsse in jedem Felde fort. An die Stelle der Rundblenden zwischen den Lukenreihen treten kurze horizontale Friese, einzeln oder zu zweit, geputzt oder im Fischgrätenmuster aus-

gemauert und von Taustäben begrenzt. Nach wie vor bleibt die Anbringung der Blendlukenpaare an den Giebelohren und die Verteilung der einzelnen, offenen Luken auf den restlichen Raum jedes Geschosses. Alle Formen sind kraftloser geworden; die Blenden erscheinen nicht mehr als in den Kern eingeschnittene Füllungen, sondern gerade umgekehrt als Stützmauer, auf die ein leichtes Rahmenwerk lediglich als Zierat aufgelegt ist. Der eigentlich gotische Baugedanke der Mauerauflösung ist also bereits verloren gegangen. Auch die Kraft der Erfindung ist erlahmt. Eine einmal gefundene Form wird immer und immer wieder fast genau kopiert. Inzwischen war die Einschaltung von einem oder gar zwei Wohngeschossen zwischen Diele und Speicherräume wie in Lübeck, so auch in Lüneburg gebräuchlich geworden, und ist bei den folgenden Häusern des öfteren zu beobachten.

Die Beispiele jenes oben geschilderten Uebergangsstadiums gehören wohl in der Mehrzahl bereits ins 16. Jahrhundert.

Es mögen hier zunächst die Häuser An der Münze 4 (Krüger und Reinecke, Fig. 130), Große Bäckerstraße 10 (Krüger, 1928, Abb. 39) und An den Brodbänken 8 genannt werden. Das erstere ist recht gut erhalten bis auf den Schaufenstereinbruch im Dielengeschoß neben dem seitlichen Spitzbogenportal. Die drei Fenster des Zwischenstocks sitzen in flach überwölbten Bogenstellungen. Wagerechte Friese in Fischgrätenmusterung trennen die Geschosse voneinander und den Giebel vom Unterbau. Der Giebel An

den Brodbänken 8 ist zuunterst durch Einbruch großer Fenster teilweise verstümmelt.

Beachtenswert sind ferner vier Fassaden der Straße Am Sande. Die Doppelhäuser Nr. 8 und 53 weisen jeweils zur Linken einen kleinen fünfteiligen Giebel gleichen Schemas auf. Von den Gebäuden Am Sande 15 (Wolf, Abb. 51, links) und Am Sande 44 (Aufnahme Nr. 2000, 16 der staatl. Bildstelle, Berlin) mit siebenstufigem Giebel ist das erstgenannte im Jahre 1907 abgebrochen worden.

Der Giebel Auf dem Kauf 17 (Aufnahme Nr. 2011, 4 der staatl. Bildstelle, Berlin) weicht insofern etwas von dem üblichen Grundtypus ab, als seine Stufen mit ihrem oberen Rande bis ungefähr zur Mitte des nächstfolgenden Geschosses ansteigen, während sie sonst auf gleicher Linie mit den wagerechten Friesen endigen. Diese beim Kämmereigebäude erörterte, in Lüneburg auch bei rein gotischen Häusern im Gegensatz zu anderen Orten nur äußerst selten anzutreffende Ueberhöhung der Giebelschultern wirkt sich hier aber kompositionell andersartig aus: es stehen bei diesem Beispiel einfach höhere Kompartimente am äußeren Rande. Weiterhin ist die hohe Zahl von neun Vertikalfeldern bemerkenswert; in der Regel wird bei größeren Gebäuden eine Siebenteiligkeit nicht überschritten.

Ueber dem rechten Hause des Grundstückes Auf der Altstadt 43 steht ein leider stark verstümmelter Giebel, bei dem ein neues Schmuckmotiv zwischen den Luken angewandt ist, nämlich ein oben und unten von

Tausteinen begrenzter Fries mit sich diagonal kreuzenden Taustäben im Innern. Dieses Motiv ist sicherlich vom Fachwerkbau übernommen, bei dem das unter einem Fenster zwischen den beiden Pfosten (Ständern) einerseits, Schwelle und Brustriegel andererseits liegende Feld gern mit einer Zierverstrebung, Brustverstrebung genannt, ausgefüllt wird.

Die ferner in diese Reihe gehörenden Giebel Große Bäckerstraße 12 und An der Münze 7, links (Heiligengeistschule), sind heute um ihre Staffeln gekommen. Ein in der Mauer des letzteren Hauses liegendes Holz trägt die Inschrift: ANO ·1597 [12]).

Im Verfolge der weiteren Entwicklung erscheint die Kraft der gotischen Vertikalen vollständig gebrochen, die Horizontale kommt zur alleinigen Herrschaft, und zwar entweder durch schmale Gesimse — eine übrigens nur durch ein Beispiel vertretene Lösung — oder durch die beliebten, von Tausteinen, manchmal auch nur Nasensteinen eingefaßten Friese mit geputztem bezw. Fischgrätenmuster ausgemauertem Grunde. Diese Friese ziehen sich in Höhe jeder Staffelung über die ganze Giebelbreite, nur hin und wieder durchbrochen von größeren Aufzugsluken. Die gekuppelten, kleeblattförmig abgedeckten Blendluken in viereckigem Rahmen an den Außenseiten jedes Geschosses bleiben bestehen. Die Lichtöffnungen sitzen in engen Bogenstellungen, deren tiefe und wulstige Leibungen meist in zweifachem Rücksprunge ausgebildet sind. Der unruhige flimmernde Tau-

---

[12]) Krüger und Reinecke, S. 342.

stein wird von nun an fast stets in überreichem Maße verwendet. Die Beispiele dieser Gestaltung sind zwar der reichen Bautätigkeit des 16. Jahrhunderts entsprechend in sehr großer Zahl vorhanden, aber derart uniform geworden, daß bei Beschreibung der folgenden Auswahl mehr kursorisch vorgegangen werden kann.

Wie gesagt, kennen wir nur einen Vertreter unseres Typs mit Horizontalgliederung durch schmale Gesimse aus Sandstein unter den Bogenstellungen. Es ist dies die ehemalige Ratsapotheke auf dem Grundstück Große Bäckerstraße 9 (Krüger, 1928, Abb. 39) mit stattlichem, fünfgeschossigem Giebel, der ohne die aufgeklebten Friese dem Backsteinstil bei weitem näher kommt. Natürlich ist auch den anderen Giebelfassaden des 16. Jahrhunderts ein charakteristischer Reiz nicht abzusprechen; es ist schon ein prächtiges Bild, das sich dem Auge darbietet, aber eben leider zu viel Schmuckentfaltung und zu wenig Backsteinarchitektur. Die Häufungen aller Formen, sowie auch die endlosen Wiederholungen ein und desselben Typs sind unzweifelhaft Zeugnisse eines ideenarmen, nur auf Prunk bedachten Bürgertums. Auf dem Grundstück Große Bäckerstraße 9 befand sich bereits im 15. Jahrhundert eine Apotheke. Sie war im Privatbesitz und ging erst im Jahre 1475 nach dem Tode des derzeitigen Besitzers Mathias van der Most durch Kauf in den Besitz der Stadt über. Das Haus wurde 1598 abgebrochen und anschließend in seiner jetzigen Gestalt neu aufgebaut. Im Jahre 1827 hat sich die Stadt der noch heute sogenannten Ratsapotheke wieder entäußert. An dem hohen Unterbau

ist besonders beachtenswert ein herrliches Renaissanceportal, sowie ein Fries unter dem Giebelfuße mit der Inschrift: NEQVE HERBA NEQVE MALAGMA SANAVIT EOS, SED TVVS DN̄E SERMO QVI SANAT OMNIA [13]).

Auf dem Kauf 13 (Aufnahme Nr. 2011, 4 der staatl. Bildstelle, Berlin) sind gleich zwei Giebel mit wagerechten Taustabfriesen nebeneinander in recht gutem Zustande erhalten, ein großer vierstöckiger an dem Hauptgebäude und links davon ein kleiner dreiteiliger an der überbauten Durchfahrt. Da der Hauptgiebel in seinem ersten und zweiten Geschoß geradzahlige Bogenstellungen aufweist, öffnen sich die größeren, die Friese durchschneidenden Ladeluken seitlich von der Mittelachse. Eine ebensolche Luke unmittelbar unter dem Giebel weist auf die gleiche Verwendung der betreffenden Obergeschoßräume zu Speicherzwecken hin. Ob die sehr späte Jahreszahl 1646, welche sogar dreimal erscheint, nämlich am Giebelfuße durch Ankersplinte gebildet, an der eisernen Wetterfahne auf der Giebelspitze, sowie über dem Portal, wirklich als Erbauungsdatum in Frage kommt, bleibt fraglich.

Ein sehr breit gelagerter Giebel befindet sich über dem Doppelhause Grapengießerstraße 27 28. Einige der flachbogigen Maueröffnungen sind vermauert, die Friese von Nasensteinen begrenzt. Interessant ist die Achsenführung der Bogenstellungen. Im untersten Giebelgeschoß ist der Eindruck des Doppelhauses noch völlig

[13]) Krüger und Reinecke, S. 343.

gewahrt: zwei große Oeffnungen den beiden Portalen entsprechend in der Mitte werden beiderseits von je zwei schmaleren flankiert. Dann erst beginnt die bei Einzelwohnungen in der Regel angewandte, durch eine Mittelluke bedingte ungerade Aufteilung.

Nichts Neues bieten die Giebelfronten der Häuser Salzstraße 19 (Krüger und Reinecke, Fig. 137), Auf der Altstadt 44 (Krüger, 1928, Abb. 33), Am Berge 44 (ältere Aufnahme von Wilhelm Riege), Bei der Michaeliskirche 7 und 4 (Aufnahme Nr. 2035, 1 der staatl. Bildstelle, Berlin), Am Sande 6/7, sowie Am Sande 13 (Wolf, Abb. 51, rechts).

Leichte Veränderungen weisen die Giebel Auf dem Meere 13 und Am Sande 20 auf, jener durch Zerstörung der Friese, dieser durch spätere Entstellung der Firststaffel in wesensfremden Formen.

Von den Giebeln Heiligengeiststraße 41 bis 39 (Aufnahme Nr. 23986 des K. E. Osthaus-Archivs, G. Müller-Verlag, München) ist nur Nr. 39 unbeschädigt auf uns gekommen, die beiden anderen haben ihre Staffelung verloren.

Verstümmelungen gleicher Art finden sich Bardowickerstraße 9 und 8 (Aufnahme Nr. 2025, 1 der staatl. Bildstelle, Berlin). Nr. 9 hat noch Stufen an den Traufkanten und zuoberst am First, allerdings ohne die gekuppelten Blendluken, dafür je eine Blende mit flachbogigem Sturz. Sämtliche Stufen fehlen der anderen Front, welche ein eigenartiges neues Schmuckmotiv erhalten hat durch Anbringung jener kleeblattbogigen Blendenpaare in der Mittelachse, und zwar in

jedem der drei Dachbodengeschosse. Das Portal zeigt in der Leibung des Schlußsteines seiner Wölbung die Jahreszahl 1631 [14]).

Weiter sind hier zu nennen die Gebäude Grapengießerstraße 15, Ecke Kuhstraße (Krüger, 1928, Abb. 40), Heiligengeiststraße 35, Am Berge 7, 6 und 4 (Aufnahme Nr. 23981 des K. E. Osthaus-Archivs, G. Müller-Verlag, München), sämtliche mit heute geradem, der Dachschräge folgendem Giebelumriß.

Schwerwiegende Veränderungen haben die Fassaden Am Sande 22 und 21 erlitten. Die ehemaligen Friese haben ihre Umrahmung verloren, die Stufen sind verschwunden, an Stelle dessen runde Firstendigungen und bei Nr. 22 volutenförmige Einrollungen an den Traufkanten u. a. m.

Nur noch vermuten läßt sich die Zugehörigkeit zu dem besprochenen Typ bei dem jetzt verputzten und dreieckigen Giebel Große Bäckerstraße 30 auf Grund der einzig vorhandenen Lukenreihen. Ueber dem schönen Sandsteinportal befindet sich die Jahreszahl 1606.

In direktem Anschluß an das vorige System bildete sich nun noch gegen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts eine letzte Giebelform aus, die sich durch einen z. T. verwirrenden Reichtum an aufgelegtem Zierat offenbart, aber im Grunde als eine Entartung des Backsteinstils bezeichnet werden muß. Charakteristisch ist die nunmehr fast ausnahmslose Verwendung der Tau-

[14]) Krüger und Reinecke, S. 347.

stäbe, die wie Tannengirlanden den ernsten Kern des Backsteinbaues überspinnen. Auf die Trennungspfeilerchen der Bogenstellungen und ihren Stichbogensturz werden sie aufgelegt; die horizontalen Friese der Innenfläche setzen sich zuweilen bis unter die Staffelschultern fort und werden hier durch mehrere senkrechte Stäbchen gitterartig gekästelt. Zu Kreisen geschlungene Tausteinbänder finden sich über den Schnittpunkten wagerechter und lotrechter Linien oder über der Mitte der gekuppelten Blenden in den Giebelohren, ja sogar in die Rücksprünge der Erdgeschoßportale schmiegen sich nun jene gedrehten, flirrigen Stäbe.

Noch verhältnismäßig sparsam behandelt ist der Giebel Heiligengeiststraße 34, der heute seine Staffelung verloren hat. Taustabkreise über den gekuppelten Blenden enthalten farbig glasierte Medaillons mit Kopfbildern.

Lünertorstraße 1 dagegen befinden sich die Taustabkreise über den Trennungspfosten der inneren Luken. Auffallend ist die starke Gedrücktheit des Ganzen, die sich aus der Zusammensetzung des vorgeschilderten „Schachbrettsystems“ aus Quadraten, nicht mehr aus Hochrechtecken ergab.

Schon reicher bedacht ist das Haus Lünerstraße 3 (Aufnahme Nr. 2021, 2 der staatl. Bildstelle, Berlin). Auch die beiden Obergeschosse haben Taustabrahmen mit bunt glasierten Bildmedaillons an den Ecken erhalten. In der untersten Kreisreihe sind Szenen aus dem Leben Simsons dargestellt (Simson mit den Palasttüren, Simson im Schoße Delilas und Simsons Kampf

mit dem Löwen)[15]). Dazu kommt noch jene oben genannte Kästelung unter dem Stufenrande.

Eines der prunkvollsten und besterhaltenen Patrizierhäuser Lüneburgs steht Lünertorstraße 4 (Krüger, 1928, Abb. 38). Sein ungemein malerischer Reiz wird noch erhöht durch die beiderseits von der Haustür vorgebauten, zweigeschossigen Utluchten, die jedoch erst aus dem 17. Jahrhundert stammen dürften, während der Giebel wohl um 1550 zu datieren ist. Im übrigen zeigt die Fassade das bekannte Gliederungssystem mit ausgiebigster Taustabornamentik. In den Kreisen befinden sich wieder Kopfmedaillons mit farbiger Glasur. Aufzugsluken in der Mitte der Fassade machen den Bau schon äußerlich als das ehemalige Besitztum eines Kaufherrn kenntlich.

Den gleichen Reichtum an Zierformen weisen die Häuser Am Sande 1 und 2 (Krüger, 1928, Abb. 29) auf. Nr. 1 zur Rechten, unter dem Namen Schütting bekannt, war früher Eigentum der Stadt und diente zur Abhaltung von Festlichkeiten und zur Bewirtung hoher Fremder. Gemäß einer Inschriftplatte über dem Portal wurde das Gebäude im Jahre 1548 aufgeführt. Drei Stockwerke von abnehmender Höhe und steigender Zahl der Mauereinbrüche – im Erdgeschoß die Haustüre zwischen zwei Utluchten, im ersten Obergeschoß vier, im zweiten fünf Lichtöffnungen mit Stichbogensturz — bilden den gleichfalls von Friesen und Rundbildern geschmückten Unterbau. Darüber er-

---

[15]) Krüger und Reinecke, S. 352.

hebt sich der siebenteilige Giebel in glanzvollster Ausführung, ähnlich Lünertorstraße 4, aber ohne Aufzugsluken und ohne Medaillons — die Kreise haben lediglich weiß verputzten Grund. In den Obergeschoßmedaillons sind teilweise Szenen aus Simsons Leben geschildert in gleicher Ausführung wie Lünerstraße 3.

Das Nachbargebäude Am Sande 2 hat über schmalerem Grundriß gleiche Unterbauhöhe erhalten. Ein Taustabfries trennt die beiden Obergeschosse. Darunter angebrachte Medaillons erzählen wiederum Begebenheiten aus der Geschichte Simsons. Der Giebel hatte wahrscheinlich ursprünglich dieselbe Ausbildung wie der Schütting und ist erst später in seiner heutigen Form umgebaut worden. Wie er jetzt dasteht, hat er eine hohe, durch Gesims abgedeckte, und fünf Spitzbogenöffnungen gegliederte untere Staffelabteilung. Darüber sitzt ein kleiner dreiteiliger Blendengiebel mit nochmaliger Abstufung. Unter dem horizontalen Gesims befindet sich ein Rundbogenfries, unter den Stufenrändern des Oberteiles Zahnschnittfriese.

Hiermit sind wir am Ende unserer langen, von mittelalterlichen Formen bestimmten Entwicklungsreihe angelangt. Staffelgiebel wurden fortan nicht mehr gebaut, höchstens noch nach Art holländischer Bauten mit Sandsteinornamenten in den Stufenecken, bis endlich mit dem 17. Jahrhundert die geschwungene Linie als Giebelumriß zur Herrschaft kam.

Wir dürfen indessen die alte Profanbaukunst Lüneburgs nicht verlassen, ohne noch der herrlichen gotischen Backsteinfassade zu gedenken, die ehedem als Schau-

seite den Gebäudekomplex des Rathauses nach dem Neuen Markt zu abschloß.

Wo das Rathaus der ersten Siedlung seinen Platz gehabt hat, liegt in völligem Dunkel; und auch über die Gründung des Rathauses am Neuen Markt ist nicht viel bekannt. Es konnte naturgemäß erst mit der Anlage dieses Platzes entstehen, also erst dann, als die Stadt ihre alten Grenzen gesprengt und sich durch Vereinigung mit dem Ort Modestorpe um 1200 nach der Ilmenau hin erweitert hatte. Nicht lange danach muß auch der Bau des neuen Rathauses begonnen haben; denn nach einer alten Urkunde führt bereits 1244 ein Ratsmann den Namen Johannes „Niemarket", „de Novo foro" [16]).

Der älteste Teil des Rathauses liegt ungefähr in der Mitte der heute vorhandenen, gewaltigen, in Ost-Westrichtung 142 m langen Gebäudegruppe, deren Grenzen im Osten und Westen durch den Markt und Marienplatz, im Süden und Norden durch die Waagestraße und den Ochsenmarkt bezeichnet werden. Jener erste Verwaltungsbau der erweiterten Stadt, die spätere „Ratsküche", war noch aus Gipsblöcken vom Schiltstein aufgemauert. An seiner Stelle steht heute das Stadtarchiv, in dessen östlicher Wand noch Reste des alten Mauerwerks erhalten sind. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kam die Ratskapelle zum Heiligen Geist dazu, und zwar bereits als Backsteinrohbau. Die folgenden Erweiterungen vollzogen sich nun zunächst in östlicher Richtung. Um die Jahrhundertwende entstanden

[16]) Krüger und Reinecke, S. 198.

an der Waagestraße die sogenannte Laube als Parallelbau zu dem ältesten Hause und wahrscheinlich auch das Gewandhaus, der Kern der nachmaligen Marktfront. 1375 wurde die Stadtwage Ecke Waagestraße und Neuer Markt errichtet. Mit der wachsenden Machtstellung der Stadt im 15. Jahrhundert eng verknüpft ist die weitere Vergrößerung des Rathauskomplexes. Um die Mitte des Jahrhunderts entsteht der Fürstensaal durch Aufstockung des Gewandhauses, und mit ihm wohl auch die noch aus alten Abbildungen bekannte mächtige Schauseite am Neuen Markt. Gleichzeitig war die Erweiterung nach Westen in Angriff genommen worden, die gegen Ende des Jahrhunderts durch das Kämmereigebäude am Marienplatz beendet war. „Damit war die ganze große Rathausgruppe so fertig, wie sie uns heute noch erhalten ist, an Fläche das größte Rathaus Deutschlands, ein ragendes Zeichen blühender und selbständiger Stadtmacht“ [17]). Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die alte Heiligengeistkapelle abgebrochen und ein Neubau, das sogenannte „Neue Rathaus“, aufgeführt.

Die Schauseite am Markt bestand, einer Zeichnung aus dem Jahre 1605 zufolge (Denkmalpflege, XVI. Jhrg., 1914, S. 27), aus einem Hauptgebäude mit hoher Giebelfassade und zwei kleineren Seitenbauten. Durch fünf Pfeilervorlagen, die über dem Giebelrande als Türmchen mit Spitzhelmen ausliefen, wurde die mittlere Giebelfront in vier Joche geteilt. Ueber den Arkaden des Erdgeschosses lag ein in Halbkreisbögen sich öff-

[17]) Krüger, 1928, S. 12.

nendes Stockwerk mit galerieartiger Brüstung, das ehemalige Gewandhaus. Hierauf folgte ein hohes Geschoß, dessen große Fenster einen dahinter gelegenen Saalbau schon von außen erkennen lassen. Es ist dies der noch heute bestehende Fürstensaal, der indessen nur die drei nördlichen Achsen einnimmt. Zur Linken befindet sich ein Nebengemach. Ein horizontales Gesims kündete den nunmehrigen Beginn der Giebelzone an. Den oberen Abschluß des Giebels bildeten die nach der Mitte an Höhe zunehmenden achteckigen Türmchen. Auffallend und originell war ihre von Geschoß zu Geschoß wachsende Dicke. Die Zwischenfelder wären gestaffelt und mit freistehenden Figuren besetzt. Das Mauerwerk des Giebels war mit spitzbogigen Fenstern, Luken und Blenden, Medaillons, Gesimsen und Bogenfriesen reich geschmückt. Auf dem Mittelpfeiler befand sich in Höhe des Hauptgesimses das große Zifferblatt der Rathausuhr. Kaum hundert Jahre nach ihrer Fertigstellung begannen sich Verfallserscheinungen an der prächtigen Fassade bemerkbar zu machen. Offenbar hatte man die technischen Möglichkeiten des Ziegelbaues übersteigert; dazu kam sicherlich neben schlechter Gründung auch die Treibwirkung des verwendeten Gipsmörtels, der in erster Linie die hochaufstrebenden, fialenartigen Türme auf die Dauer nicht standhalten konnten. „Von 1577 bis 1607 wurde umfassend repariert; aber wieder 100 Jahre später war die Front so baufällig geworden, daß die Gefahr des Einsturzes bestand“ [18]). Sie hatte sich im Laufe der

[18]) Krüger, 1928, S. 20.

Zeit um rund 2 Fuß übergeneigt und mußte durch Verstärkung der fünf Pfeilervorlagen gestützt werden. Leider war es aber nicht möglich, den schönen Giebelaufbau mit den spitzen Türmchen zu retten; nicht nur wegen Baufälligkeit, sondern auch weil er für den wankenden Unterbau eine zu starke Belastung bedeutete. So wurde denn 1704 mit dem Abbruch begonnen, und 1720 hatte die Fassade das Gesicht bekommen, welches sie bis heute bewahrt hat und welches nur noch im Unterbau die alte Struktur erkennen läßt (Krüger, 1928, Abb. 14). „Es ist kein Backsteinbau mehr, das Putzvorbild des Schlosses, das Herzog Georg Wilhelm für die Herzogin Eleonore d'Olbreuse 1692 als Witwensitz am Markt erbauen ließ, hatte gewirkt. Der Backsteinrohbau war in den Geruch der Minderwertigkeit gekommen. Lüneburg verleugnete seine kaum hundert Jahre zurückliegende stolze .Backsteinüberlieferung“ [19]).

[19]) Krüger, 1928, S. 20.

HAMBURG.

Literatur.

Bei Hinweisen im Text ist lediglich der Verfassername genannt, in zweifelhaften Fällen auch Bandzahl oder Erscheinungsjahr.

Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bd. II, Nordostdeutschland. Berlin 1926.

Erbe, Albert, und Ranck, Christoph: Das Hamburger Bürgerhaus (Diss.). Hamburg 1911.

Hamburg und seine Bauten, hrsg. vom Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hamburg. Hamburg 1890.

Mackowsky, Walter: Das niederdeutsche Bürgerhaus. Leipzig 1916.

Melhop, Wilhelm: Alt-hamburgische Bauweise. Hamburg 1908.

Derselbe: Historisch-topographische Uebersicht (in „Hamburg und seine Bauten", Neudruck in 2 Bänden, Bd. I). Hamburg 1914.

Nasemann, W.: Geschichtliches und Verfassung (in „Hamburg und seine Bauten", Neudruck in 2 Bänden, Bd. I). Hamburg 1914.

Ranck, Christoph: Ueberblick über die Entwicklung der hamburgischen Architektur (in „Hamburg und seine Bauten", Neudruck in 2 Bänden, Bd. I). Hamburg 1914.

Die ältesten Nachrichten über Hamburg gehen auf die Zeit Karls des Großen zurück, der vielleicht beabsichtigt hatte, den Ort zum Ausgangspunkt für die Mission unter den heidnischen Sachsenvölkern zu

machen. Sein Sohn, Ludwig der Fromme, verwirklichte diesen Plan durch die Stiftung eines Erzbistums „Hammaburg" und Ernennung Ansgars zum ersten Erzbischof im Jahre 831 [1]). Trotz zweimaliger Ueberfälle und Verwüstungen durch Slawen und Wenden blühte diese erste kirchliche Siedlung bald sehr schnell auf, und die Bischöfe und Sachsenherzöge schmückten sie mit kirchlichen und weltlichen Bauten. Nach einer abermaligen Zerstörung der Stadt durch die Obotriten im Jahre 1072 wurde der Sitz des Erzbistums zwar nach Bremen verlegt, aber die Schauenburger Grafen bauten sie wieder auf und vergrößerten sie mehr und mehr [2]). Von großer Bedeutung für ihre künftige Machtstellung war der Beitritt zur deutschen Hansa, in der Hamburg namentlich den Handel zwischen der Ostsee und den Nordseegebieten vermittelte.

„Wenige deutsche Städte haben im Laufe der Zeit so eingreifende Umgestaltungen im Ortsbilde erfahren wie Hamburg. Während im Stadtplan anderer alter städtischer Ansiedlungen in der Regel die Entwicklungsreihe mehr oder weniger gut verfolgt werden kann, ist in Hamburg der ursprüngliche Zustand des Erdbodens und der Wasserläufe, ist das Bild der historischen Entwicklung durch die kaum jemals zur Ruhe gelangten örtlichen Umgestaltungen fast gänzlich verwischt" [3]). Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts lag Hamburg auf einem in die Marsch hineinragenden Geestrücken an der Alster,

[1]) Nasemann, S. 3.
[2]) Mackowsky, S. 82.
[3]) Melhop, 1914, S. 27.

weitab von seinem eigentlichen Lebensnerv, der Elbe. Doch hat die Stadt es verstanden, sich in jahrhundertelanger, mühsamer Arbeit dieser Stromrinne immer näher zu bringen, das Marschland durch mächtige Deiche dem Wasser zu entringen. Eingewanderte Friesen und Holländer waren es hier, welche die im Kampfe mit den alles zerstörenden Sturmfluten ihrer Heimat erprobte und gemeisterte Kunst der Deichbauten zu den landeseingesessenen Sachsen brachten. Naturgemäß finden wir demzufolge auch in der Stadtplanung und Architektur vielfach starke niederländische Einflüsse.

Von mittelalterlichen Backsteinbauten der Stadt ist fast nichts auf uns gekommen. Nur St. Katharinen und St. Jakobi zeugen noch von einstiger Blüte des gotischen Baustils in Hamburg. Alten Stichen zufolge muß die Stadt jedoch in früheren Jahrhunderten ein Bild von hoher Schönheit dargeboten haben. In der Hauptsache waren es wie überall große Brände, die in den Bestand des älteren Stadtkerns beträchtliche Lücken gerissen haben, so noch im 19. Jahrhundert eine gewaltige Feuersbrunst vom 5. bis 8. Mai 1842. Daneben führten wirtschaftliche Bedürfnisse, der Anschluß an das deutsche Zollgebiet und die Notwendigkeit, in ungesunden Straßen gründlichst aufzuräumen (Choleraseuche im August 1892), zum Abbruch ganzer Stadtviertel.

Weit länger und in viel beträchtlicherem Umfange als in den anderen deutschen Küstenstädten scheint in Hamburg der Ständerbau geherrscht zu haben. Der Grund hierfür mag neben größerer Billigkeit vor allem

in den ungünstigen Bodenverhältnissen des Marschlandes zu suchen sein, welche eine möglichst leichte Bauweise ratsam erscheinen ließen. Die Fundamentierung eines massiven Steinbaues machte natürlich sehr große technische Schwierigkeiten. Bei der Engigkeit des zur Verfügung stehenden Raumes entwickelten sich die Grundstücke mehr nach der Tiefe, d. h. das Giebelhaus wurde auch in Hamburg das vorherrschende. Der Wunsch nach größerer Schmuckentfaltung auf der der Straße zugekehrten Schauseite führte nun schon frühzeitig beim Wohnhause des wohlhabenden Kaufmannes zu einem Kompromiß: man errichtete wenigstens straßenseitig einen massiven Backsteingiebel, baute aber unter Berücksichtigung des unsicheren Baugrundes die übrigen Umfassungsmauern auch weiterhin meist in Fachwerk.

Bei der Untersuchung der architektonischen Ausbildung genannter Fassaden des alten hamburgischen Profanbaues sind wir leider ganz auf das Bild, auf alte Steindrucke, wenige Zeichnungen und Photographien angewiesen. Kein einziger gotischer Giebel in Backstein ist uns erhalten. Immerhin wird man annehmen dürfen, daß in Hamburg bis in das 16. Jahrhundert hinein der Stufengiebel der vorherrschende gewesen ist. Die ältesten genaueren Stiche der Stadt vom Ende dieses Jahrhunderts weisen ganze Straßenreihen mit Treppengiebeln auf. Natürlich sind auch diese Ansichten nur in bedingtem Maße als zuverlässig zu betrachten; denn lediglich die großen Kaufmannshäuser der Hauptstraßen hatten, wie oben dargelegt, massive Fronten, während in den Nebenstraßen der Ständerbau die Regel bildete.

Für die schlichtere Form des Dreiecksgiebels sind architektonisch bedeutsamere Beispiele nur aus jener Uebergangszeit bekannt, in der die Horizontaltendenz der Renaissance bereits stark in die Erscheinung trat. Zu nennen ist hier an erster Stelle ein Gebäude Ecke Brauerstraße und Winserbaum (Melhop, 1908, Abb. 12), das 1883 den Zollanschlußbauten weichen mußte [4]). Eine alte photographische Aufnahme zeigt es im Zustande des Jahres 1874. Ueber einem stark modernisierten Unterbau erhob sich ein schlichter, aber überaus monumentaler Backsteingiebel mit zahlreichen reihenweise auf die einzelnen Speichergeschosse verteilten, rundbogigen Lichtöffnungen. Zur Betonung der Horizontalen waren flache Gesimse über und unter den Lukenreihen angebracht, so daß der ganze Giebel aus abwechselnd glatten und durchbrochenen Bändern geschichtet erschien. Die der Seitenstraße zugekehrte Hauswand war in den Obergeschossen noch in alter Weise aus Fachwerk erbaut.

Eine kleinere, gleichermaßen gegliederte Giebelfront stand bis 1897 Niedernstraße 121 [5]) (Melhop, 1908, Abb. 17). Es war das letzte Haus dieser Giebelgestaltung in Hamburg. Eine Zeichnung von Theobald Riefesell aus der Zeit um 1893 gibt uns ein anschauliches Bild des Häuschens, welches besonders dadurch bemerkenswert war, daß es ein noch ganz gotisches, mit drei Wulsten profiliertes Spitzbogenportal aufwies.

Die Stufengiebel Hamburgs werden in ihrer

[4]) Melhop, 1908, S. 47.
[5]) Melhop, 1908, S. 48.

Struktur und ihren Einzelformen, soweit dies nach den vorliegenden Abbildungen zu beurteilen ist, sowohl von Lübeck als auch von Lüneburg stark beeinflußt gewesen sein, was ja bei seiner geographischen Lage in der Mitte zwischen beiden Städten und den wechselseitigen regen Handelsbeziehungen nicht weiter verwunderlich erscheinen kann. Unverkennbar lübische Formen zeigte das Haus Neß 6 (Melhop, 1908, Abb. 8). Es fiel 1880 einer Verbreiterung dieser Straße zum Opfer, und mit ihm verschwand der letzte gotische Staffelgiebel aus Hamburg. Glücklicherweise ist es im Jahre vor dem Abbruch von der hamburgischen Baudeputation photographisch aufgenommen worden [6]). Ueber dem hohen Erdgeschoß mit den selbstverständlich später vorgebauten Utluchten zu beiden Seiten des Portals erhoben sich der Abtreppung entsprechend sieben schlanke Spitzbogenblenden mit durch wulstige Rundfasen kräftig profilierter Leibung. Die auf der Photographie sichtbaren viereckigen verglasten Fenster in den Giebelgeschossen weisen auf einen nachmaligen Umbau der Lagerräume zu Wohnzwecken hin. Die ursprünglichen einfachen Luken waren, wie noch erkennbar, flachbogig geschlossen. Die Stufen trugen zuoberst ein leicht vorkragendes Gesims, ein auch in Lübeck beliebtes Schmuckmotiv. Eine genauere Datierung des Giebels auf Grund urkundlicher Nachrichten ist nicht möglich, doch dürfte er mit seinen durch einen Stichbogen abgedeckten Luken erst spätgotischer Zeit zuzuweisen sein.

---

[6]) Erbe und Ranck, S. 8.

Der Stufengiebel der 1833 abgebrochenen Oberdörfferschen, ehemaligen Ratsapotheke am Großen Burstah (Melhop, 1908, Abb. 11) war, wie ein Aquarell von A. Siebelist zeigt, durch sieben sehr flache und schmale Rundbogenblenden in vertikalem Sinne gegliedert. Die Fenstereinbrüche innerhalb der Blenden dürften wie bei dem Hause Neß 6 ebenfalls nicht ursprünglich sein. Eine der beiden vor dem Hause befindlichen Beischlagswangen, welche sich heute im Museum hamburgischer Altertümer befindet, trägt die Jahreszahl 1531 und läßt hiermit auf die Erbauungszeit schließen [7]).

Von dem sogenannten Eimbeckschen Hause an der Kleinen Johannisstraße, das seinen Namen von dem seit dem 14. Jahrhundert bestehenden Vorrecht, Eimbecksches Bier auszuschenken, erhalten hatte, sind mir zwei Ansichten bekannt, eine Handzeichnung in der Kommerzbibliothek vom Jahre 1770 (Melhop, 1908, Abb. 10) und ein von F. Ladomin um 1690 gefertigter Stich, der neben anderen zu den Randbildern eines von Lemkus um 1671 gestochenen Grundrisses von Hamburg gehört (Melhop, 1908, Abb. 107). Das Eimbecksche Haus bestand hiernach aus drei Teilgebäuden, deren zwei in ihren Giebeln noch mittelalterliche Formen aufwiesen. Der Giebel zur äußersten Linken hatte schlichten Dreiecksumriß. Seine Wandfläche war durch Spitzbogenblenden gegliedert, in deren Grunde sich die geschoßweise angeordneten Lukenpaare befanden. Die Spitze des Giebels wurde von einer Kreuzblume bekrönt,

[7]) Melhop, 1908, S. 41.

welche auch auf der im übrigen recht unbeholfenen und sicher wenig zuverlässigen Handschrift angedeutet ist. Der zweite Giebel erscheint hier als Stufengiebel im Gegensatz zu dem zwar älteren, aber offensichtlich genaueren Stich, auf dem er mit gerader Dachschräge und einfachen Lukenreihen dargestellt ist. Weit eher glaube ich annehmen zu dürfen, daß der erstgenannte Blendengiebel ursprünglich gestaffelt war. Bereits 1270 wird das über dem Ratsweinkeller errichtete, spätere Eimbecksche Haus als „dat hooge husz" genannt. Es war eines der ältesten städtischen Gebäude, dessen große Räume den verschiedensten Zwecken, wie Bürgerversammlungen, Hochzeiten, Auktionen u. a. m. dienten. In den Jahren 1769 bis 71 wurde es im Barockstil umgebaut und fiel schließlich dem großen Brande von 1842 zum Opfer [8]).

Auf dem Titelblatt zum II. Teil der „Ansichten der Freien Hansestadt Hamburg" von J. C. Plath (Hamburg 1828) ist rechts von der Börsenhalle ein weiteres Gebäude der Bohnenstraße mit blendengeschmücktem Backsteingiebel dargestellt (Melhop, 1908, Abb. 149). Der den Dachschrägen folgende Rand stellte kaum die ursprüngliche Form dar, wie Melhop glaubt [9]), sondern beruhte m. E. auf einer späteren Entfernung der abgetreppten Giebelschultern. Das Haus mußte im Jahre 1828 einem Erweiterungsbau der Börsenhalle weichen.

Ein Glanzstück hamburgischer Ziegelarchitektur, das sogenannte Englische Haus in der Alten Gröninger Straße, ist uns in einer Zeichnung von

[8]) Melhop, 1908, S. 41 und 150.
[9]) Melhop, 1908, S. 43.

A. Stöttrup (Erbe und Ranck, Abb. 31) und zwei Lithographien des Architekten J. Bundsen aus dem Jahre 1819 überliefert, von denen die eine (Melhop, 1908, Abb. 6) die mittelalterliche Gestalt, die andere (Melhop, 1908, Abb. 7) den Zustand vor dem 1819 wegen Baufälligkeit erfolgten Abbruch wiedergibt. Wenn auch die Aufnahmen beider Zeichner einige Verschiedenheiten aufweisen, so ist doch auf allen ein ausgesprochener Einfluß lüneburgischer Bauweise unverkennbar, nicht allein in der Gesamtstruktur der Fassade, sondern auch durch die überreiche Verwendung des schnurenförmig gedrehten Formziegels, des Tausteines. (A. Erbe ist der Meinung, daß die Stöttrupsche Zeichnung, die wohl aus derselben Zeit stammt, mehr Anspruch auf Genauigkeit erheben kann als die beiden Lithographien, ohne indessen seine Vermutung näher zu begründen [10]). Architekt J. Faulwasser (Hamburg), in dessen Besitz sich jenes Blatt befindet, hält Erbes Annahme für einen Irrtum. Er glaubt vielmehr, daß Stöttrup nur einen Wiederherstellungsvorschlag geben wollte, um das alte Gebäude vor dem Abbruch zu bewahren.) Zwischen Giebel und Erdgeschoß war ein niedriges Zwischengeschoß eingeschoben. Das Erdgeschoß enthielt ein großes Spitzbogenportal und beiderseits davon je ein Fenster. Vier baldachinbekrönte Figurennischen an den Ecken und zwischen Türe und Fenstern waren zuoberst zum Schmuck der leeren Wandflächen angebracht. Die Zwischengeschoßgliederung bestand aus einer Reihe von neun (Stöttrup) oder sieben (Bundsen) Lichtöffnungen

[10]) Erbe und Ranck, S. 8.

mit Taustabumrahmung. Der sich darüber erhebende Stufengiebel hatte die entsprechende Felderzahl. Senkrechte Taustabpfeiler, welche auf Konsolen aufsetzten, begrenzten die einzelnen Giebelfelder, während wagerechte Bänder die Höhe der Speichergeschosse markierten. In den hierdurch entstandenen rechteckigen Rahmen befanden sich nach Bundsen spitzbogig geschlossene Nischen, welche die Dachbodenluken aufnahmen. Stöttrup hingegen gibt nur den in jedem Geschoß zu äußerst befindlichen Blenden spitzbogigen Schluß, während er die übrigen flachbogig abdeckt. Außerdem hat er die Außenblenden und mit ihnen die Staffeln um ein geringes überhöht gezeichnet und sie an Stelle der Luken je zwei kleinere, gekuppelte Blenden aufnehmen lassen. Diese unterschiedliche Organisation der Randkompartimente entspricht weit mehr dem Lüneburger Gebrauche; es ist kompositionell ein ähnliches Gefüge wie dort Auf dem Kauf 17 (Aufnahme Nr. 2011, 4 der staatl. Bildstelle, Berlin), und vielleicht darf man sich aus diesem Grunde doch für Stöttrups Fassade als dem einstigen Aussehen näherkommend entscheiden. Das schöne und geräumige Gebäude „war vermutlich 1478 von der Ratsfamilie von Zeven erbaut“ [11]). Im Jahre 1570 wurde es vom Rat der Stadt angekauft und kostenlos der englischen Handelsgesellschaft der „merchant adventurers“ überlassen, die 1567 ihren Sitz von London nach Hamburg verlegt hatte [12]).

[11]) Melhop, 1908, S. 35.
[12]) Melhop, 1908, S. 36 f.

ZUSAMMENFASSUNG.

Versuchen wir rückschauend die gewonnenen Resultate für den Gesamtkomplex der Backsteingiebel zusammenzufassen, so ergibt sich als erstes grundlegendes Moment eine deutliche Scheidung in zwei große Stilgruppen. Die erste, von kraftvoller und klarer Sachlichkeit, nie die zugrunde liegende architektonische Konstruktion durch überflüssige Dekoration verschleiernd, fand ihren Ursprung im Haupt der Hansa, in Lübeck. Eine zweite, schmuckfreudigere und weniger herbe ging vom Binnenlande aus, namentlich von der Mark. Der Einfluß Lübecks dürfte in den Anfangsstadien all unserer Städte vorherrschend gewesen sein und wurde erst später mehr oder weniger aufgegeben; wir sahen ihn schwächer werden, je weiter wir nach Osten kamen. Rostock offenbarte noch viel lübisches Gepräge, wogegen Wismar schon ein beträchtliches Schwanken zwischen der Art seines mecklenburgischen Nachbarn und märkischer Gotik aufwies, die sich, dem Charakter des Küstenbewohners entsprechend, zuweilen etwas ins Derbe und Schwerfällige wandelte. Aehnlich lagen die Verhältnisse in Stralsund, während sich die restlichen pommerschen Hansestädte so gut wie ganz der Einflußsphäre Lübecks entzogen hatten. Dies dokumentierte sich am klarsten in der fast alleinigen Uebernahme des

märkischen Pfeilergiebels an Stelle des einfach gestaffelten; es ist dies sicherlich nicht nur ein zufälliges Erhaltungsmoment. In der am weitesten von der Küste entfernt liegenden Stadt des wendischen Kreises, in Lüneburg, fanden wir zu Beginn der Entwicklung ebenfalls eine unverkennbare Verwandtschaft mit lübischer Bauweise, dann einen allmählich zunehmenden dekorativen Reichtum, der aber nicht das konstruktive Gerüst überwucherte, sondern sich dem organischen Wachstum des Ganzen unterordnete; gleichzeitig begann eine Abwandlung des ursprünglichen kompositionellen Gliederungsschemas, die schließlich zu jener neuen und selbständigen, dritten Formengruppe führte. Lediglich der Grundtyp des Staffelgiebels wurde beibehalten, niemals fand sich der Pfeilergiebel. Ein ständig gesteigerter Schmucktrieb führte dann leider zu jener Entartung des Backsteinstils, bei der die Dekoration zum primären Element wurde. In Hamburg endlich hatten wir Lübeckisches und Lüneburgisches nebeneinander, was ja leicht zu erklären war aus seiner geographischen Lage in der Mitte zwischen beiden Städten.

Diese Einteilung in wenige charakteristische Gruppen ist nun aber nicht so zu verstehen, als wenn eine Stadt das Vorbild des überlegenen Nachbarn einfach getreu übernommen hätte; dies war wohl sehr selten der Fall. Einzig die Grundstimmung im baulichen Schaffen läßt sich ungefähr in obigem Sinne kennzeichnen. Zu den großen Einflußströmen kamen natürlich auch wechselseitige, vor allem nächstnachbarliche Widerspiegelungen, die sich sehr deutlich beobachten lassen, da fast jede

Stadt in ihren Mauern einige eigencharakteristische Formen erzeugt hat, die ihren Profanbauten ein so typisches Gepräge verleihen, daß wir bei andersortigem Auftreten sofort die Herkunft feststellen können. Nur Hamburg scheint nichts wesentlich Eigenes bei seinen Backsteinfassaden geschaffen zu haben, was indessen wegen der wenigen Beispiele nicht mit Bestimmtheit nachzuprüfen ist. Noch viel weniger läßt sich, wie wir sahen, über die ehemaligen Formengattungen Demmins feststellen. Die wichtigsten Besonderheiten seien im folgenden noch einmal an Hand der einzelnen Giebeltypen in großen Zügen zusammengestellt.

Der Dreiecksgiebel fand sich vornehmlich an den einfacheren Hinterfronten, in kompositionell bedeutsamerer Form und zahlreicher allein in Rostock. Die Gliederung erfolgte auch hier z. T. durch das besonders für den Stufengiebel charakteristische und den gotischen Vertikalismus klar ausdrückende Motiv der in den Mauerkörper eingeschnittenen Spitzbogenblenden, in der Mehrzahl der Fälle aber nur durch einfache Lukenreihen, deren Horizontalismus in der Spätzeit durch Gesimse oder Friese verstärkt wurde. Typisch für Rostock war eine gestaffelte Firstendigung — auch an Stufen- und Zinnengiebeln —, die wir nur noch einmal in ähnlicher Gestalt und sicher in Anlehnung an das nachbarliche Vorbild bei einem Wismarer Hause getroffen haben. Eine Belebung des schlichten Dreiecksumrisses durch Staffeln oder Ohren an den Traufkanten war anscheinend allein in Lüneburg beliebt.

Der Stufengiebel, das Hauptmerkmal lübischer

Backsteinarchitektur, zeichnete sich dort durch eine ungemein klare, nie übermäßig bewegte Flächenkomposition aus. Die Gliederung mit anfangs spitzbogigen, später rundbogigen Blenden wurde auch noch gern im 16. Jahrhundert beibehalten. Zu diesem Vertikalmotiv kam aber dann unter dem Einfluß der Renaissance das Gegenspiel der durch Gesimse bezw. Friese, sowie häufig auch runde Einblendungen über den Lukenreihen betonten Stockwerkshorizontalen. Die Herbheit der Lübecker Giebel hatte ihren Ursprung in dem nur geringen Reliefgrad, ferner darin, daß zwischen den Blenden meist ein schmaler, glatter Mauerstreifen stehen blieb. Selten fanden wir diesen, wie anderorts gebräuchlich, zu einem mehr oder weniger reich profilierten Pfosten zusammengeschrumpft. Spezifisch lübeckisch war die Verstärkung des oberen Stufenrandes durch ein leicht vorkragendes Gesims, in Rostock, das sonst am meisten verwandte Züge trägt, nie vorkommend. Auffallend war ferner die ab und zu sehr breitgelagerte höchste Stufe, die demgemäß eine Verdoppelung oder gar Verdreifachung der Mittelblende erforderte. Die Regel war jedoch auch hier, daß jeweils einer Stufe eine Blende entsprach. Die zuerst spitzbogigen, dann rund- oder flachbogigen Luken traten bei rein gotischen Fassaden vorwiegend gepaart auf, erst mit den rundschließenden Blenden wurde diese Gewohnheit allmählich aufgegeben. Drillingsluken wiesen einzig die wenigen Beispiele des Uebergangsstiles auf. Teilweise verzichtete man im 16. Jahrhundert völlig auf die Vertikalblenden und orientierte die Giebel dann

in ausgesprochen wagerechtem Sinne, wie oben beim Dreiecksgiebel geschildert. Rostock unterschied sich außer durch die bereits erwähnten Merkmale besonders durch eine größere Lebendigkeit, durch ein stärkeres Spiel mit Gegenbewegungen, so durch Anordnung der Luken in dreieckiger Gesamtgruppe als wirksames Kontrastmotiv zu der Rechtwinkligkeit der Stufen, was allerdings häufig eine auffallende Leere der Randfelder im Gefolge hatte. Eine etwas reichere Schmuckentfaltung, als an dem erhaltenen Bestande nachweisbar, dürfte auch in Lübeck ursprünglich vorgekommen sein. Daß sich derartige Beispiele in Rostock finden, ist gewiß nur als ein glücklicher Zufall und nicht als Besonderheit hinzustellen. Etwas Abweichendes aber bildete hier die Zweiteilung der Blenden durch einen schlanken Mauerpfosten, der ihr senkrechtes Ansteigen noch optisch verstärkte. Die spätere Entwicklung nach Fortfall der Blenden war die übliche; zu beachten war eine gleichzeitige kleinteilige Staffelung (Katzentreppen), wie sie namentlich in den Niederlanden beliebt war. Direkter Einfluß Lübecks auf Wismar läßt sich nicht nachweisen; er ist wohl nur auf dem Umwege über Rostock wirksam gewesen. Wir sahen gleichfalls die geteilten Blenden als gebräuchlichste Eigenart, daneben eine von märkischen Vorbildern vermittelte, aber ins Naive und Derbere umgesetzte, auf reichen Flächenschmuck und starkes plastisches Relief eingestellte Prachtliebe, eine bis zur Negierung der kompakten Mauermasse getriebene Auflösung und Durchbrechung der Wand, niemals so große Leerflächen wie in Rostock. Kompositionell war das

Ganze häufig in ein Gerüst von gleichwertigen Senkrechten und Wagerechten gebunden; nur selten wurde dies durch vertikale Verschiebungen zugunsten einer lebhaften Aufwärtsbewegung durchbrochen. Dasselbe ist von den Stufengiebeln Stralsunds zu sagen. Neben den üblichen Lukenpaaren begegnete uns hier eine offensichtlich vom Pfeilergiebel, dem schon in Wismar häufiger vorkommenden schmuckvolleren Typ, übernommene Anordnung unter gemeinsamem Spitzbogen, in dessen Schluß eine oft mit Maßwerk ausgefüllte Kreisblende gestellt war, so in der Semlower Straße 33 (S. 111). In Greifswald war nur ein einziger Stufengiebel, in Anklam und Demmin gar keiner nachzuweisen; jedenfalls war diese Form dort überhaupt sehr selten. Zu einer selbständigen Gattung führte die Entwicklung in Lüneburg. Die anfänglich sicher bestimmend gewesene Lübecker Tradition wandelte sich schon bald in jene typisch lüneburgische Sonderart. Eigencharakteristisch wurde zunächst beim Blendengiebel die Ausbildung der Begrenzungspfeiler als kräftige Stabbündel, deren äußere Profile am Stufenrande zu rechteckiger Umrahmung absetzten und deren innere den anfangs spitzbogigen, dann rundbogigen Blendenschluß abgaben. Es bildete sich hier schon ein sehr tief eingeschnittener Mauergrund, ein wirksamer Kontrast von Licht und Schatten, der fast allen Giebeln Lüneburgs eigentümlich ist. Typisch waren ferner die kleeblattbogigen Lukenpaare bei den vom Lübecker Schema abweichenden frühesten Beispielen mit runder Einblendung oder Maßwerkrosette über ihrer Mitte, aber ohne gemeinsamen

Spitzbogenschluß. Der vorwiegende Vertikalismus des Kompositionsschemas verschwand schon frühzeitig; das stockwerksmäßig Addierte wurde der senkrechten Blendengliederung gleichwertig, besonders dadurch, daß die Stufenränder mit der Höhe der Geschoßgrenzen gleichzulaufen pflegten. Zugleich mit den Rundbogenblenden wurde, wie auch mehrfach in Lübeck, die Kuppelung der jetzt flachbogigen Luken im Innern aufgegeben; nur ein äußerer Stufenkranz behielt nach wie vor die üblichen gepaarten Blendluken mit kleeblattbogigem Sturz. Ferner trat jetzt das Schmuckglied in vorherrschende Erscheinung, das den Giebeln des Spätmittelalters ihr charakteristisches Gepräge gab: der Taustein. In Lübeck wurde er gleichfalls, doch sparsamer verwendet, in erster Linie an Renaissancefassaden; in Rostock konnten wir ihn einzig an dem reich geschmückten Standesamt feststellen, sonst nirgends. Im 16. Jahrhundert wurde die Blendengliederung gänzlich fallen gelassen — abweichend von Lübeck — zugunsten einer etwas bewegungs- und kraftlosen, schachbrettartigen Aufteilung der Mauerfläche; nur einmal begegneten uns am Außenrande von den inneren unterschiedene, höhere Kompartimente. An Stelle der senkrechten Bündelpfeiler waren Tausteinpfosten getreten. Am Ausgang der Entwicklung kam bei ähnlichem System durch wagerechte Friese ein vorherrschender Horizontalismus in das Kompositionsschema, der noch im Sinne schwerlagernder Gedrücktheit sich kundgab, wenn die sonst meist als Hochrechtecke ausgebildeten Kompartimente mehr einer quadratischen Gestalt näher-

kamen. In Hamburg, wo wegen des unsicheren Baugrundes zunächst der leichtere Ständerbau vorherrschte, werden Backsteinfassaden erst verhältnismäßig spät mit größerer technischer Fertigkeit in bezug auf standfeste Fundamentierung gebräuchlich geworden sein und selbst dann nur in bescheidenerem Ausmaße. So wird denn auch diese Stadt keinen eigentlich heimischen Backsteinstil ausgebildet haben, sondern immer nur Ableger der überlegeneren Nachbarn, Lübecks oder Lüneburgs, geblieben sein; jedenfalls trugen die noch nachweisbaren Stufengiebel unverkennbare direkte Anklänge an den nördlichen oder südlichen Typ.

Die reichere Abart des Stufengiebels, der Zinnengiebel, trat wohl nur in Verbindung mit dem gotischen Blendenschmuck auf. Auch in Lübeck war er gebräuchlich, wie wir an Hand des Geffckenschen Holzschnittes feststellen konnten, aber nichts hat sich erhalten. Glücklicher sind Rostock und Wismar gewesen, wo noch ein paar schöne Beispiele den Stürmen der Jahrhunderte getrotzt haben. Ihr Kompositionsschema entsprach im großen und ganzen wohl stets dem des vorigen Typs. Die Zinnenbekrönung, an und für sich schon eine dekorative Bereicherung, fand sicher in der Regel nur bei schmuckvolleren Hausfronten Anwendung.

Pfeilergiebel mit einfacher Dachschräge trafen wir in unseren Städten höchst selten, öfter in Verbindung mit der abgetreppten Frontmauer. Ebenso selten waren einfach auf die Giebelwand aufgesetzte Pfeilerchen; gebräuchlicher war die Teilung in einzelne Joche durch bereits vom Giebelfuße aufsteigende und über den

oberen Rand hinausgehende kräftige Pfosten. Nur vereinzelt wurde der Blendenschmuck beibehalten; beliebter war die deutliche Abgrenzung der Geschosse durch schmale Gesimse, so daß ein vertikaler Bewegungsrhythmus allein durch die Pfeilerspitzen erzeugt wurde, wenn nicht, wie etwa bei einem Gebäude in Greifswald (S. 121), eine wirksame Verschiebung der Jochkompartimente nach oben hin dazu kam. In Lübeck begegnete uns dieser Giebeltyp nur am Holstentor und auch da in recht gemessener, schlichter Haltung. Das einzige Rostocker Beispiel Am Schilde (S. 86) offenbarte unverkennbare Beziehungen zu Wismar. Dortselbst war neben märkischem dekorativem Reichtum auch der schmuckvollere Pfeilergiebel beliebt; ebenso in den pommerschen Städten. Gar nicht nachzuweisen war er in Lüneburg und Hamburg. Bemerkenswert war seine Anwendung auf die ehemaligen Rathäuser von Wismar und Anklam, wie wir ihn ja auch heute noch u. a. beim Tangermünder Rathause finden, also ebenfalls eine deutliche Abkehr von dem Lübecker Schema, das auch in Rostock und Stralsund zur Anwendung gekommen ist, der oft einen Komplex mehrerer Giebelhäuser zusammenfassenden, verdeckenden und überragenden Schild- oder Hochwand.

Am Bürgerhaus war dieses System der horizontal schließenden Giebelmauer gleichfalls nachweisbar, so in Lübeck, Stralsund und Greifswald, zuweilen mit Zinnenbekrönung. Die Gliederung der Wand geschah entweder durch schlichten Blendenschmuck oder durch Jochbildung mittels spitzer Pfeilertürmchen. Eigene Wege

war wiederum Lüneburg mit der alten Schauwand seines Rathauses gegangen; sie wich, wie wir sahen, beträchtlich von dem Grundschema ab.

Wenden wir uns zum Schluß noch einmal kurz der wichtigen Frage einer genauen Datierungsmöglichkeit unserer Giebelhäuser zu, so finden wir rückschauend die schon in der Einleitung betonte Schwierigkeit bestätigt. In der Mehrzahl der Fälle sind wir allein auf Stilkritik angewiesen, die allerdings in Lübeck und Lüneburg wegen der völlig lückenlosen Reihe eines einheitlichen Typs, des Stufengiebels, nicht allzu schwer fällt, wenigstens im Sinne chronologischer Ordnung einiger großer Gruppen, wie ich es bei den genannten Orten versucht habe. Mit einiger Sicherheit verbürgte Erbauungszeiten sind bei der Profanarchitektur des frühen Mittelalters sehr selten. Die drei einzig erhaltenen romanischen Giebel Lübecks (S. 31 ff.) konnten wir lediglich dem großen Stadtbrande vom Jahre 1251 vordatieren; die wenigen Gebäude des Uebergangsstiles (S. 36 ff.) gehörten in die Zeit um 1250. Von sonstigen älteren Giebeln ließen sich nur die des Rathauses (S. 57 ff.), sowie des Holstentores (S. 56 f.) in ein genaues Datum bezw. eine kürzere Zeitspanne festlegen. Die Marktfassade des Mittelstadtrathauses in Rostock (S. 87) datiert Dehn um 1315. Nicht lange nach Gründung des Zisterzienser-Nonnenklosters zum heiligen Kreuz (nach 1270) wird das zu ihm gehörende Gebäude mit hübschen blendengeschmückten Dreiecksgiebeln (S. 68) erbaut sein. Das Fraterhaus der Brüder zum gemeinsamen Leben (S. 67) entstand 1480/88, das Standes-

amt (S. 76) um 1470 und das Walldienerhaus (S. 84) zwischen 1467 und 1509. Auch alle übrigen älteren Fassaden werden frühestens ins 15., die meisten ins 16. Jahrhundert zu setzen sein. Wegen ähnlicher Dekorationsmotive wie an zwei Anbauten von St. Marien und St. Georgen in Wismar durften wir den Alten Schweden und das Wädekinsche Haus (S. 104) übereinstimmend mit jenen dem ausgehenden 14. Jahrhundert zuschreiben. Die Giebel mit verändertem Umriß in Anlehnung an die Kochsche Brauerei sind bestimmt längere Zeit vor deren Erbauungsjahr, d. h. vor 1569, entstanden. In Stralsund stammte die Rathausfassade und damit auch das Wulflamhaus (S. 116) mit ziemlicher Gewißheit aus dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts. Keinerlei genaue Datierungen wiesen die Giebel der übrigen pommerschen Städte auf. In Lüneburg fand die Backsteinarchitektur erst im 14. Jahrhundert Eingang, da man bis dahin vorwiegend mit einem billiger und leichter zu beschaffenden Material, dem heimischen Gips, gebaut hatte. Fast alle erhaltenen Giebel sind nach 1400 entstanden, der Hauptbestand ist demnach nur auf zwei Jahrhunderte zu verteilen. Bereits vor 1376 wird das Haus Auf dem Kauf 9 (S. 144) bestanden haben, da es zu einem damals vom Kloster Lüne gekauften Hof gehörte. 1385 wurde das Prämonstratenserkloster Heiligental nach Lüneburg verlegt, bald darauf ist wohl die Propstei Am Berge 35 (S. 146) aufgeführt. Das Kämmereigebäude (S. 150) wurde 1476 bis 1480 erbaut, der Kaland (S. 152) wahrscheinlich noch vor 1455. In der Mitte des 15. Jahrhunderts ent-

stand die alte Schauwand des Rathauses (S. 168). In Hamburg stammte das Englische Haus (S. 178) vermutlich aus dem Jahre 1478, die Ratsapotheke (S. 177) aus dem Jahre 1531, also wie in Lübeck ein Giebel des 16. Jahrhunderts mit rundbogigen Blenden. Dem gleichen Jahrhundert gehören alle anderen Giebel unserer Städte mit verlässigen Jahreszahlen an, häufiger werden Daten sogar erst in der zweiten Hälfte und dem Anfang des folgenden — im großen und ganzen kein sehr erfreuliches Resultat, wenn uns nicht wenigstens bei dem beträchtlichsten Teil des erhaltenen Bestandes die Möglichkeit einer verhältnismäßig klaren chronologischen Gruppierung auf Grund stilistischer Abwandlungen gegeben wäre.

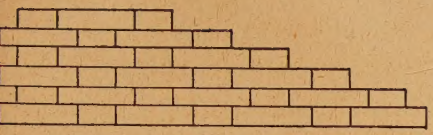

Fig.1.

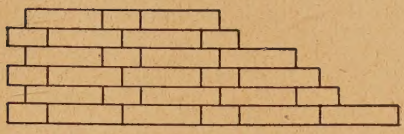

Fig.2.

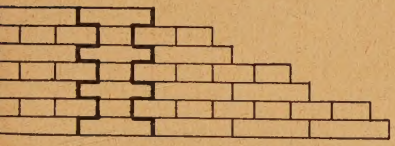

Fig.3.

Fig.4.

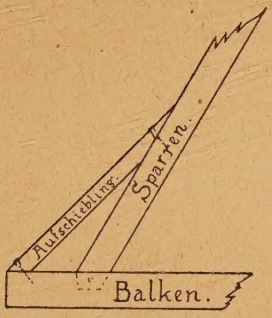

Fig.5.

Fig.6.

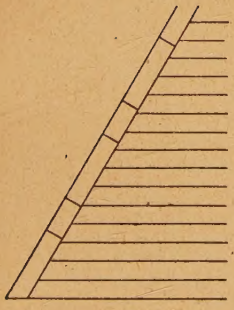

Fig.7.

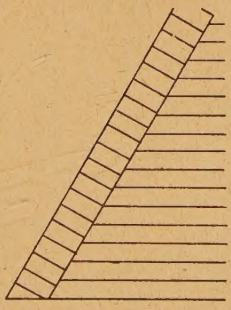

Fig.8.

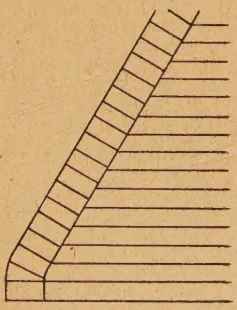

Fig.9.

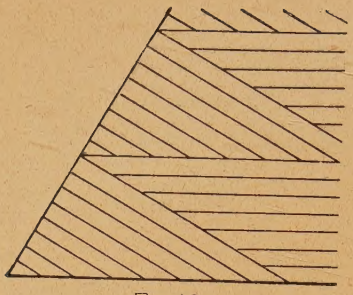

Fig. 10.

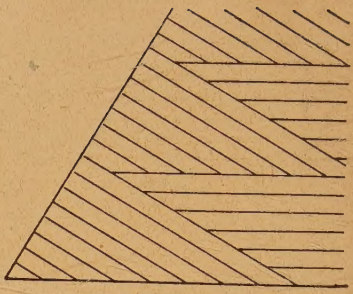

Fig. 11.

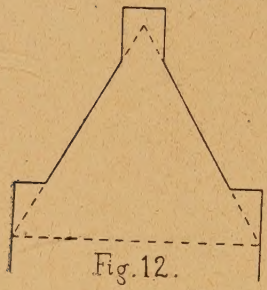

Fig. 12.

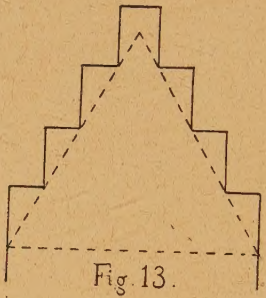

Fig. 13.

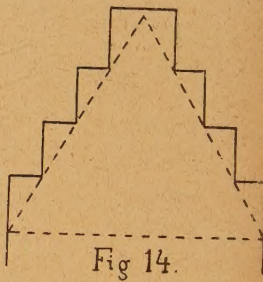

Fig 14.

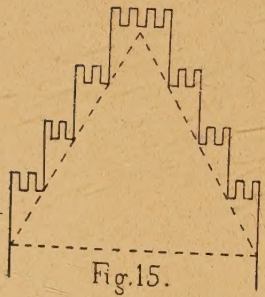

Fig. 15.

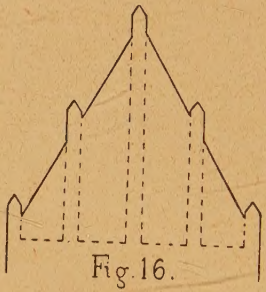

Fig. 16.

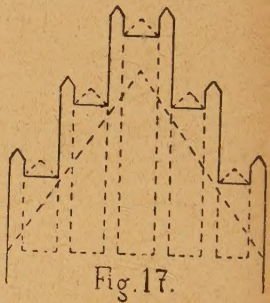

Fig. 17.

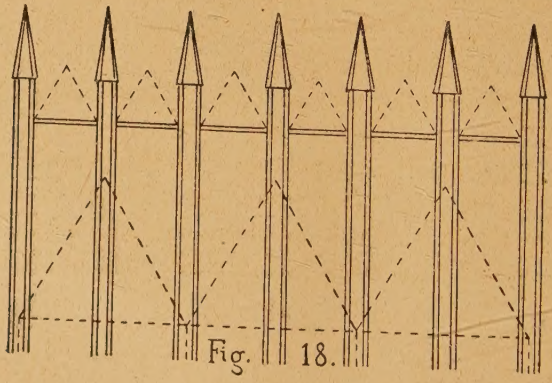

Fig. 18.

Lebenslauf.

Ich, Theodor Paul Gottlieb Straub, bin geboren am 4. Juni 1891 zu Höxter a. d. Weser als Sohn des Regierungsbaumeisters und jetzigen Direktors a. D. Theodor Straub und seiner Ehefrau Amalie, geb. Eckhard. Ich besuchte das Gymnasium zu Lübeck, sowie das Realgymnasium zu Bernburg, wo ich am 8. September 1911 die Reifeprüfung bestand. Darauf studierte ich bis 1914 an der Universität Halle Germanistik und Kunstgeschichte. Meine Studien wurden unterbrochen durch den Weltkrieg, an dem ich bis zum Friedensschlusse teilnahm. Vom Wintersemester 1918 bis zum Sommersemester 1919 bezog ich wiederum die Universität Halle. Meine Lehrer vor und nach dem Kriege waren hier vornehmlich die Herren Prof. Dr. Bremer, Strauch, Unger, Jahn (Germanistik), Waetzoldt, Robert Jantzen, Achelis (Kunstgeschichte) und Menzer (Philosophie). Darauf ging ich nach Leipzig und bereitete mich bei gleichzeitigem Universitätsbesuche — ich hörte kunstgeschichtliche Vorlesungen der Herren Prof. Dr. Pinder und Wackernagel — am Konservatorium auf die Laufbahn des Bühnensängers vor. Vor Antritt meines ersten Engagements am Stadttheater in Hamburg vermählte ich mich am 26. Juli 1921 mit der Tochter Charlotte des Oberpostinspektors Franz Boigs und dessen Gemahlin Ida, geb. Haentschke. Auf Hamburg folgten ein Jahr Bühnentätigkeit in Dortmund und zwei Jahre in Nürnberg. Von 1925 bis 1928 war ich als lyrischer

Bariton am Stadttheater in Rostock verpflichtet. Im Sommersemester 1927 nahm ich hierselbst auch wieder meine Universitätsstudien auf mit der Absicht, sie durch eine Dissertation zum Abschlusse zu bringen. Ich besuchte die Vorlesungen der Herren Geheimrat Prof. Dr. W. Golther, Geheimrat Prof. Dr. F. Erhardt und Prof. Dr. R. Sedlmaier, welch letzterer mich auf das Thema der vorliegenden Arbeit hinwies und mir während ihrer Entstehung stets mit Rat und Tat zur Seite stand, wofür ich ihm an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank aussprechen möchte. Dank schulde ich auch den Herren, die durch ihre freundliche Hilfsbereitschaft, vor allem durch Ueberlassung reichhaltigen Abbildungsmaterials, meinen Arbeiten förderlich waren. Es sind dies namentlich die Herren Prof. Dr. W. Reinecke (Lüneburg), Prof. Dr. O. Schmitt (Greifswald) und Dr. Fr. Adler (Stralsund), sowie Stadtbaudirektor G. Dehn und Stadtarchivrat Dr. E. Dragendorff (Rostock).